



Leseprobe

Charlotte Link
Die Betrogene
Kriminalroman

„Nervenkitzel pur!“ *People*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 02. September 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Einsam wacht, wer um die Schuld weiß ... Fesselnd, abgründig, raffiniert – der erste Fall mit Kate Lineville

Um ein glückliches Leben betrogen – so fühlt sich Kate Lineville, Polizistin bei Scotland Yard. Kontaktscheu und einsam, gibt es nur einen Menschen, den sie liebt: ihren Vater. Als dieser in seinem Haus grausam ermordet wird, verliert Kate ihren letzten Halt. Sie macht sich selbst auf die Spur dieses mysteriösen Verbrechens. Dabei entlarvt sie die Vergangenheit ihres Vaters als Trugbild ...

Zugleich bricht Drehbuchautor Jonas Crane mit seiner Familie aus London in die Ferien auf. Die drei ahnen nicht, dass die Geschichte um Kates ermordeten Vater auch sie in Lebensgefahr bringen wird: Ein flüchtiger Verbrecher ist in den Hochmooren von Yorkshire auf der Suche nach einem abgeschiedenen Versteck ...

Millionen Fans sind von den fesselnden Krimis von Charlotte Link begeistert. Dunkle Geheimnisse und spannende Mordfälle erwarten Sie. Alle Bücher können unabhängig voneinander gelesen werden.



Autor

Charlotte Link

Charlotte Link, geboren in Frankfurt/Main, ist die erfolgreichste deutsche Autorin der Gegenwart. Ihre Kriminalromane sind internationale Bestseller, auch »Die Suche« und zuletzt »Ohne Schuld« eroberten wieder auf Anhieb die SPIEGEL-Bestsellerliste. Allein in Deutschland wurden bislang über 33 Millionen Bücher von Charlotte Link verkauft; ihre Romane

CHARLOTTE LINK

Die Betrogene

Charlotte Link

Die Betrogene

Kriminalroman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

17. Auflage

Originalausgabe Oktober 2015 by Blanvalet, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Copyright © 2015 by Blanvalet Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Trevillion Images/Vesna Armstrong

Lektorat: NB

Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0085-7

www.blanvalet.de

FREITAG, 14. SEPTEMBER 2001

Es war noch heiß wie im Sommer. Am Mittag war er von der Schule heimgekommen. Und hatte sich sofort sein Fahrrad geschnappt. Dieses tolle, schnelle, metallicblaue Fahrrad, das er zu seinem Geburtstag im Juli bekommen hatte. Fünf Jahre alt war er geworden, und Anfang September hatte er mit der Schule begonnen. Es machte ihm Spaß, dorthin zu gehen. Die Lehrer waren nett, die Mitschüler auch. Er kam sich sehr erwachsen vor. Das Beste war, dass er das großartigste Fahrrad von allen hatte. Wenn auch Gavin, sein Banknachbar, ständig prahlte, ein noch besseres Fahrrad zu haben, aber das stimmte nicht. Er hatte es gesehen. Es war nicht halb so gut wie seines.

»Sei um sechs Uhr spätestens zurück!«, hatte ihm seine Mutter noch hinterhergerufen. »Und pass auf dich auf!«

Er hatte nur cool genickt. Sie machte sich ständig Sorgen. Wegen des Verkehrs, wegen böser Menschen, die Kinder entführten, wegen Gewittern, in die man geraten konnte.

»Das ist doch nur, weil wir dich so lieb haben«, sagte sie, wenn er sich deswegen beschwerte.

Er war vorsichtig gefahren, bis er aus der Stadt heraus war. Er war kein Baby, er wusste, worauf man achten musste. Aber jetzt lag seine Rennstrecke frei vor ihm. Er hatte sie vor ein paar Wochen entdeckt, und seitdem kam er fast jeden Tag hierher. Eine schmale Landstraße, auf der kaum

Autos fuhren. Zwischen Wiesen und Feldern und ohne Anfang und Ende, wie es schien. An sonnigen Tagen wie diesem war sie ein weißes, staubiges Band zwischen den flachen Feldern, die bis zum Horizont reichten. Im Sommer stand hier sicher das Getreide hoch und nahm die Sicht, aber jetzt war alles abgeerntet. Das verstärkte den Eindruck von Endlosigkeit. Und von Freiheit.

Er war ein berühmter Rennfahrer. Er fuhr einen Ferrari. Er lag ganz vorne im Rennen. Aber die anderen waren ihm dicht auf den Fersen. Der pure Nervenkitzel. Er musste alles geben. Der Sieg war zum Greifen nahe, aber jetzt hieß es, mit aller Kraft zu kämpfen. Die anderen waren auch gut. Aber er war der Beste. Gleich würde er auf dem Siegerpodest stehen und den Champagner in die Menschenmenge versprühen, die ihm begeistert zujubelte. Alle Fernsehkameras richteten sich auf ihn. Die Stimme des Sportkommentators überschlug sich. Er trat in die Pedale. Er machte sich ganz flach. Er lag fast auf der Lenkstange. Der Fahrtwind griff ihm in die Haare.

Er hätte schreien mögen, so schön war das Leben.

Bis auf seine fiktiven Verfolger war nur er hier. Weit und breit sonst niemand. Nur er. Und die Endlosigkeit dieser Straße.

Er hatte keine Ahnung, dass er nicht mehr allein war.

Er hatte keine Ahnung, dass ihm nur noch zwei Minuten blieben, ehe alles vorbei war. Seine Karriere als berühmtester Rennfahrer aller Zeiten.

Und das Leben, wie er es kannte.

SAMSTAG, 22. FEBRUAR 2014

Es hätte eine gute Chance gegeben, mit heiler Haut davonzukommen.

Richard Linvilles Schlafzimmer befand sich unter dem Dach des Hauses, es verfügte über eine abschließbare Tür und über einen Telefonanschluss. Als er in den frühen Morgenstunden dieser kalten und nebligen Februarnacht aus dem Schlaf schreckte und sicher war, ein Geräusch gehört zu haben, das er nicht einordnen konnte, das aber verdächtig wie das Splittern einer Glasscheibe klang, hätte er mit einem Sprung aus dem Bett und bei der Tür sein, diese verschließen und sodann die Polizei anrufen können.

Aber er war nicht der Mann, der sofort um Hilfe rief, nur weil er etwas Seltsames in der Nacht wahrgenommen hatte, was genauso gut eine Täuschung sein konnte. Vor seiner Pensionierung war er Detective Chief Inspector bei der North Yorkshire Police gewesen, und er ließ sich nicht so leicht einschüchtern.

Befremdlichen Dingen ging er zunächst einmal selbst auf den Grund.

Lautlos und zudem für sein Alter erstaunlich leichtfüßig, schwang er sich aus dem Bett, tastete im Dunkeln nach der obersten Schublade seines Nachttisches, zog sie auf und nahm die Pistole heraus, die ganz hinten unter einem Stapel Stofftaschentücher lag. Im Dienst hatte er keine Waffe

getragen, aber als ehemaliger Kriminalbeamter wusste er, dass er auch im Ruhestand eine gewisse Gefährdung seiner Person nicht ausschließen konnte. Er hatte zu viele Menschen gejagt, geschnappt und vor den Richter gebracht, und natürlich hatte er Feinde. Mancher hatte seinetwegen jahrelang hinter Gittern gesessen. Er hatte sich eine Pistole angeschafft, und es war eine reine Vorsichtsmaßnahme, dass er nachts nicht schlafen wollte, ohne sie in griffbereiter Nähe zu haben.

Er schlich aus dem Zimmer, blieb auf dem Treppenabsatz stehen und lauschte nach unten. Nichts war zu hören außer dem leisen Blubbern des Wassers in den Heizungsrohren. Kein ungewöhnliches Knarren oder Quietschen, nichts mehr, was auf gesplittertes Glas hindeutete. Wahrscheinlich hatte er sich geirrt, oder er hatte geträumt. Wie gut, dass er sich nicht lächerlich gemacht und nach den Kollegen von einst gerufen hatte.

Dennoch, bevor er ins Bett zurückkehrte, wollte er sich vergewissern.

Geschmeidig und ohne ein Geräusch zu verursachen, bewegte er sich die Treppe hinunter. Er würde im März einundsiebzig Jahre alt werden, und er war stolz darauf, dass sein Körper noch kaum Alterserscheinungen zeigte. Er führte das darauf zurück, dass er immer viel Sport getrieben hatte, auch heute noch jeden Tag bei Wind und Wetter große Strecken lief und seine nicht allzu gesunden Ernährungsvorlieben zumindest mit dem völligen Verzicht auf Zigaretten und dem weitgehenden Verzicht auf Alkohol kompensierte. Die meisten Menschen, die ihn trafen, hielten ihn für jünger, als er war, und bei vielen Frauen hätte er noch immer gute Chancen gehabt. Ihm lag bloß nichts daran. Brenda, die Frau, mit der er einundvierzig Jahre lang

verheiratet gewesen war, war drei Jahre zuvor nach endlosen Kämpfen an Krebs gestorben.

Er war unten angekommen. Rechts von ihm befand sich die Haustür, die er wie jeden Abend sorgfältig verschlossen hatte. Vor ihm lag das Wohnzimmer, dessen Erkerfenster nach vorne zur Straße hinausging. Richard spähte hinein. Alles still, dunkel, leer. Die Vorhänge waren nicht zugezogen. Nächte sind nie ganz schwarz, und für gewöhnlich konnte man auch nachts die Kirche von Scalby sehen, die sich am Ende der Straße auf einem baumbestandenen Hügel erhob. Heute jedoch war der Nebel zu dicht. Er lag wie ein Berg aus dicker Watte über den Straßen und verhinderte sogar den Blick auf das gegenüberliegende Haus. Einen kurzen Moment lang hatte Richard den gespenstischen Eindruck, ganz alleine und von allem und jedem verlassen auf der Welt zu sein. Aber dann rief er sich zur Ordnung: Blödsinn. Alles war wie immer. Es lag nur am Nebel.

Gerade als er sich umwandte, vernahm er erneut ein Geräusch. Es klang wie ein leises Knirschen und war ganz und gar nicht in die üblichen Geräusche des nächtlichen Hauses einzuordnen. Es schien aus der Küche zu kommen und hörte sich an, als sei jemand auf Glassplitter getreten. Was zu dem Klirren von Glas passen würde, das irgendwie in Richards Schlaf gedungen war.

Er entsicherte seine Waffe und bewegte sich den Flur entlang auf die Küchentür zu. Ihm war klar, dass er im Begriff stand, genau das zu tun, wovon die Polizei den Menschen dringend abriet, wovon auch er selbst immer wieder abgeraten hatte: *Wenn Sie glauben, dass Einbrecher in Ihrem Haus sind, dann versuchen Sie bloß nicht, auf eigene Faust zu handeln. Bringen Sie sich in Sicherheit, indem Sie entweder das Haus verlassen oder sich irgendwo einschließen, und rufen Sie*

dann telefonisch Hilfe herbei. Verhalten Sie sich dabei so leise und unauffällig wie möglich. Den Tätern sollte nicht klar werden, dass sie bemerkt worden sind.

Aber das galt natürlich nicht für ihn. Er *war* die Polizei, auch wenn er nicht mehr im Berufsleben stand. Außerdem hatte er eine Waffe und konnte ausgezeichnet damit umgehen. Das unterschied ihn von den meisten anderen Bürgern.

Er hatte die Küchentür erreicht. Sie war geschlossen, das war sie in Winternächten immer. Die Tür, die von der Küche in den Garten führte, war alt und ließ viel zu viel Kälte hinein, die dann wenigstens nicht in den Rest des Hauses dringen sollte. Richard wusste, dass sie längst ausgetauscht gehörte. Schon Brenda hatte deswegen oft gejammert. Wegen der Kälte – aber auch wegen des Sicherheitsrisikos. Im Unterschied zu der sehr stabilen Haustür war diese Gartentür ziemlich leicht zu knacken.

Er lauschte. Er hielt die Pistole schussbereit. Er konnte seinen eigenen Atem hören.

Sonst nichts.

Aber da war etwas. Da war *jemand*. Er wusste es. Er wäre als Polizist nicht so erfolgreich gewesen, hätte er nicht im Laufe der Jahre dieses untrügliche Gespür für drohende Gefahren entwickelt.

Jemand war in der Küche.

Spätestens jetzt hätte er sich um Hilfe bemühen müssen. Denn er hatte keine Ahnung, um wie viele Personen es sich bei den Einbrechern handelte. Womöglich stand er einem einzigen Mann gegenüber. Vielleicht hatte er es aber mit zwei oder drei Leuten zu tun, und dann würde ihm selbst sein Vorteil, bewaffnet zu sein, sehr schnell nichts mehr nützen. Er hätte später nicht zu sagen gewusst, weshalb er alle Vorschriften in den Wind schlug und sich einem unkalku-

lieblichen Risiko aussetzte. Altersstarrsinn? Selbstüberschätzung? Oder wollte er sich irgendetwas beweisen?

Tatsächlich sollte ihm nicht mehr allzu viel Zeit bleiben, diese Frage zu klären.

Beides geschah nun absolut zeitgleich: Er wollte vorsichtig die Klinke der Küchentür hinunterdrücken. Und im selben Moment spürte er unmittelbar neben sich, aus dem in tiefer Dunkelheit liegenden Esszimmer heraus, eine Bewegung und dann einen so heftigen Schlag auf den Arm, dass er einen Schmerzenslaut ausstieß. Verzweifelt versuchte er noch, seine Pistole festzuhalten, aber der Schlag hatte einen Nerv getroffen, auf eine Art, dass sekundenlang alle Muskeln gelähmt waren. Die Waffe fiel zu Boden und rutschte scheppernd in das Esszimmer hinein. Richard machte eine Bewegung zur Seite, wollte hinterher, obwohl er wusste, wie zwecklos dieses Ansinnen war: Sein Feind befand sich ja genau dort, im Esszimmer, und ihm ging auf, dass sein allergrößter Fehler während der letzten Minuten darin bestanden hatte, es als gegeben anzunehmen, dass der oder die Einbrecher durch die Küche ins Haus eingedrungen waren – weil sich dort die unsicherste Stelle befand. Aber auch das Esszimmer hatte eine Tür, die zum Garten hinausführte, und offensichtlich hatte man dort die Scheibe eingeschlagen. Richard hatte während seiner Dienstjahre viele junge Polizisten ausgebildet, und das erste Credo, das er ihnen vermittelte, hatte stets gelautet: Nehmt nichts jemals als gegeben hin. Alles muss überprüft werden, jede nur denkbare Option. Euer Leben und das anderer Menschen können davon abhängen.

Er konnte es nicht fassen, dass er in dieser Nacht gegen nahezu jeden seiner Grundsätze verstoßen hatte.

Dann ließ ihn auch schon ein kräftiger Schlag in den Ma-

gen in den Knien einknicken, und gleich darauf krachte eine Faust gegen seine Schläfe. Ihm wurde schwarz vor Augen, nur einen Moment lang, aber das reichte, um ihn zu Boden kippen zu lassen. Er verlor nicht die Besinnung, obwohl sich die Welt plötzlich rasant drehte und ein Schwindelgefühl in auf- und abschwellenden Wellen über ihn hinweglief. Er versuchte, auf die Beine zu kommen, aber ein Tritt in seine Rippen ließ ihn auf den Boden fallen. Gleich darauf fühlte er sich von kräftigen Händen gepackt und nach oben gezogen.

Dieser Gegner war sehr stark. Und sehr entschlossen.

Die Küchentür wurde aufgestoßen, das Licht eingeschaltet und Richard in die Küche geschoben. Mit der einen Hand hielt ihn der Einbrecher fest, mit der anderen zog er einen Stuhl unter dem Tisch hervor, stellte ihn in die Mitte des Raums. Richard blinzelte geblendet. Im nächsten Moment schon saß er auf dem Stuhl, noch immer um Atem ringend, denn vor allem der letzte Tritt in seine Rippen hatte ihm vorübergehend die Luft genommen. Er spürte, dass sein linkes Auge zuschwoll und dass eine klebrige Flüssigkeit, vermutlich Blut, aus seiner Nase floss. Er konnte so schnell kaum denken, wie die Dinge mit ihm geschahen, geschweige denn, dass er irgendetwas zu seiner Verteidigung hätte unternehmen können.

Seine Arme wurden grob hinter die Stuhllehne gezerrt, seine Handgelenke gefesselt. So brutal und so eng, dass sie sich fast augenblicklich taub anfühlten. Gleich darauf schnitt ein dünner Draht in seine nackten Fußknöchel, die unter seiner Schlafanzughose hervorsahen. Kabelbinder, wie er etwas später feststellen konnte, und das hieß, dass es nicht die mindeste Chance gab, sich dieser Fesseln aus eigener Kraft zu entledigen. Der Steinboden unter seinen nackten Füßen fühlte sich eiskalt an.

Ich hätte Hausschuhe anziehen sollen, dachte er.

Ein seltsamer Gedanke in seiner Lage. Er hatte weit gewichtigere Probleme.

Er blickte auf und stellte fest, dass er es nur mit einer Person zu tun hatte, wobei die Anzahl der Gegner in seiner jetzigen Lage keine Rolle mehr spielte. Ein überdurchschnittlich großer Mann. Sein Körperbau verriet, dass er vergleichsweise jung sein musste – um die dreißig Jahre wahrscheinlich. Er sah so aus, als verbringe er viel Zeit beim Krafttraining oder vielleicht sogar beim Boxen. Er wirkte ausgesprochen aggressiv.

Noch etwas fiel Richard auf, aber er hätte noch nicht sicher zu sagen gewusst, ob er es zu seinen Gunsten oder eher dagegen interpretieren sollte: Der junge Mann trug Handschuhe und hatte eine Strickmütze über sein Gesicht gezogen. Er war also klug genug, sowohl das Hinterlassen von Fingerabdrücken als auch von möglichen DNA-Spuren zu vermeiden. Zudem gab er sich seinem Opfer gegenüber nicht zu erkennen. Der Typ verriet damit eine gewisse Professionalität, und im Allgemeinen war es so, dass die Chance auf einen guten Ausgang bei einem professionellen Täter höher war; ein solcher verlor nicht so schnell die Nerven und richtete aus reiner Panik ein Blutbad an. Zudem sprach die Tatsache, dass er seine Identität verbarg, dafür, dass er die Möglichkeit sah, Richard könnte diese Nacht überleben. Aus irgendeinem Grund, aus einem Instinkt heraus, hatte Richard jedoch den Eindruck, dass sein Überleben nicht geplant war. Der junge Mann agierte wohl einfach vorsichtig, um sich gegen jede Eventualität zu wappnen.

Richard war in einen Albtraum mit ungewissem Ausgang geraten.

Er glaubte nicht, dass der Mann es auf einen Raubzug

durch das Haus abgesehen hatte. Einfache Diebe suchten nach seiner Erfahrung nicht offensiv die Konfrontation mit den Hausbewohnern. Der Mann wäre eher wieder leise und schnell durch die Esszimmertür hinaus in den Garten verschwunden, als er ihn die Treppe hinuntertappen hörte. Zeit genug hätte er gehabt. Er hätte ihm nicht auflauern, ihn niederschlagen und damit ein Risiko eingehen müssen.

Der Einbruch hatte etwas mit ihm zu tun. Wäre er nicht aufgewacht, wäre der Eindringling nach oben gekommen und hätte ihn in seinem Bett überfallen. Das Schicksal hatte ihm eine Chance eingeräumt; er hatte sie verspielt.

Was, verdammt, hatte der Typ mit ihm zu tun?

»Schau mich an, du Dreckskerl«, sagte der junge Mann. Hochaufregend stand er vor Richard. Jeans, kurzärmeliges T-Shirt, ungeachtet der winterlichen Temperaturen draußen. Seine Oberarmmuskeln spielten. Der Kerl war stark wie ein Bär.

Richard hob den Blick. Sein linkes Auge schwoll immer schneller zu, aber mit dem rechten konnte er noch gut sehen.

»Kennst du mich?«, fragte der Fremde.

Das genau war es, was Richard seit ein paar Minuten geradezu fieberhaft überlegte, wobei die Tatsache, dass er das Gesicht des anderen nicht sehen konnte, die Sache nicht leichter für ihn machte.

»Wie soll ich das wissen?«, fragte er daher. »Sie verbergen Ihr Gesicht!«

Als Antwort darauf schoss die Faust des anderen auf ihn zu und krachte gegen sein Kinn. Richard sah Sternchen und fühlte, dass er dicht davor stand, das Bewusstsein zu verlieren. Der Schmerz erreichte ihn mit einer kurzen Zeitverzögerung und war dann so heftig, dass er es nicht schaffte, ein

lautes Stöhnen zu unterdrücken. Es fühlte sich an, als sei etwas gebrochen. Ein Kieferknochen vielleicht. Er versuchte zu schlucken, was ihm erst nach einigen Anläufen gelang. Er schluckte dicke Klumpen Blut.

»Was ... wollen ... Sie?«, stieß er hervor.

»Du erinnerst dich wirklich nicht?«, fragte der Mann. »Mein Gesicht spielt keine Rolle, verstehst du? Es reicht, wenn du dich an ein paar widerwärtige Hinterhältigkeiten deines perversen Lebens erinnerst. Dann müsste dir dämmern, wen du vor dir hast.«

Jemanden, den er irgendwann im Laufe seiner Dienstjahre ins Gefängnis gebracht hatte? Aber das waren so viele gewesen.

Richard wagte nicht zu antworten, er starrte sein Gegenüber nur verzweifelt an.

»Hast du wirklich geglaubt, du kommst einfach so davon?«

Richard formulierte mühsam seine Antwort. »Ich ... weiß nicht ... wer ... Sie sind.«

Er wappnete sich innerlich gegen den nächsten Schlag, aber er blieb aus. Der Fremde wippte auf seinen Fußballen auf und ab.

»Keine Ahnung, das kleine Arschloch. Du hast echt keine Ahnung, stimmt's?«

»Nein«, bestätigte Richard, und schon traf ihn die Faust erneut, diesmal in den Magen, und so, dass ihm sekundenlang die Luft wegblieb. Er rang um Atem, dann lehnte er sich, so weit er konnte, nach vorne und spuckte Blut auf den Fußboden.

Der wird mich umbringen. Das ist der einzige Grund, weshalb er hier ist.

Aber er war nicht zufällig in sein Haus eingedrungen, davon war er überzeugt. Er hatte sich nicht irgendein Haus

ausgeguckt und überlegt, er würde dessen Bewohner gerne überfallen, ein wenig quälen und foltern und dann töten. In seinen Jahren als Polizist hatte Richard derartige Motivationen durchaus erlebt und war manchmal fassungslos gewesen, durch wie viel Willkür und Zufall manche Menschen zu Opfern schrecklicher Verbrechen wurden. Aber darum ging es hier nicht. Er spürte den persönlichen Hass, der ihm entgegenschlug. Auch wenn er den jungen Mann nicht kannte – dieser schien ihn sehr wohl bewusst ausgewählt zu haben. »Bitte«, stöhnte er, »sagen Sie mir doch ...«

Ein Tritt gegen sein Schienbein ließ ihn aufheulen. Der Typ trug Stiefel mit Spikes. Richard spürte das Blut aus seiner Schlafanzug hose rinnen.

Seine einzige Chance, das wusste er, bestand darin, herauszufinden, was ihn mit diesem Mann verband. Wenn er mit ihm reden könnte. Es half fast immer, mit Menschen zu sprechen. Aber natürlich musste man dazu wissen, *worüber* man sprechen konnte.

Er nahm all seinen Mut zusammen. Alles tat ihm weh, seine Rippen, sein Magen, sein Bein, sein Gesicht. Er hatte furchtbare Angst, dass er wieder geschlagen würde, wenn er es wagte, den Mund aufzumachen, aber er war verloren, wenn er es nicht tat.

»Ich ... weiß wirklich nicht, was ... Sie mir vorwerfen«, sagte er. Das Formulieren der Worte fiel ihm schwer. Auch seine Lippen schwellen inzwischen an, und er hatte noch immer das Gefühl, ständig Blut zu schlucken. »Bitte ... ich möchte es wissen. Wir könnten ... darüber reden ...«

Die Faust schoss auf ihn zu, und reflexartig ließ er den Kopf zur Seite fallen. Der Schlag streifte ihn nur, aber gleich darauf griff sein Gegner mit einer Hand in seine Haare und hielt seinen Kopf fest. Er zerrte ihn mit einem so kräftigen

Ruck nach hinten, dass Richard glaubte, sein Genick würde brechen. Gleich darauf traf die andere Faust seine ohnehin gebrochene Nase, sein zugeschwollenes Auge, seinen Mund. Wieder und wieder krachte sie in sein Gesicht.

Ich sterbe, dachte er, ich sterbe, ich sterbe.

Der andere hörte auf, als Richard kurz davor stand, die Besinnung zu verlieren. Er fühlte, dass ihn nur der Bruchteil einer Sekunde davon getrennt hatte, und bedauerte, dass es nicht passiert war. Eine Ohnmacht war sein einziger Wunsch in diesem Moment. Neben dem, dass sein Sterben schnell gehen möge.

Er glühte vor Schmerzen. Er bebte und zitterte vor Schmerzen. Er bestand aus nichts anderem mehr als aus Schmerzen. Er fieberte, und er bekam kaum Luft. Er fragte sich, wieso er überhaupt noch lebte.

Er sah sich vor seinem inneren Auge: ein alter Mann in einem karierten Flanell-Pyjama, der auf einem Küchenstuhl saß, gefesselt an Händen und Füßen, mit einem zu Brei geschlagenen Gesicht, blutend und stöhnend. Eine knappe Viertelstunde hatte ausgereicht, ihn in dieses zum Tode verurteilte Wrack zu verwandeln.

Er dachte auch kurz an Kate. Er wusste, was sein Tod für sie bedeuten würde. Er war der einzige Mensch, den sie hatte, und es erfüllte ihn mit abgrundtiefer Trauer, dass er sie nun verlassen würde. Sie war sein einziges Kind ... diese einsame, unglückliche Frau, die es einfach nicht schaffte, Freunde zu finden, das Herz eines Mannes zu erobern, eine Familie zu gründen. Oder wenigstens in ihrem Beruf glücklich zu werden. Sie hatten nie darüber gesprochen, wie allein und traurig sie sich fühlte. Kate hatte ihm gegenüber immer so getan, als sei ihr Leben weitgehend in Ordnung, und er hatte ihren offensichtlichen Wunsch, diese Fassade aufrecht-

zuerhalten, respektiert. Er hatte nie gesagt, dass er wusste, wie schlecht es ihr ging. Jetzt, in diesen vermutlich letzten Minuten seines Lebens, ging ihm auf, dass das ein Fehler gewesen war. Ihre gemeinsame Zeit hatten sie im Wesentlichen damit zugebracht, einander etwas vorzumachen, und sie damit im Grunde vergeudet.

Wie es schien, würde er keine Gelegenheit mehr haben, diesen Fehler zu korrigieren.

Er hob mühsam den Kopf, der auf seine Brust gesunken war. Aus seinen zu schmalen Schlitzen verquollenen Augen sah er, dass der Mann begonnen hatte, ohne jede Hast eine Küchenschublade nach der anderen aufzuziehen und darin herumzukramen. Schließlich hatte er offenbar gefunden, was er suchte: eine Plastiktüte aus dem Supermarkt.

Richard verstand. Er öffnete den Mund, um zu schreien, aber es kam nur ein schwaches, verzweifertes Krächzen heraus. *Nein*, sollte das heißen, *nein, bitte nicht!*

Im nächsten Moment wurde die Tüte über seinen Kopf gestülpt. Mit irgendetwas – Bindfaden oder Klebeband oder was auch immer – wurde sie um seinen Hals herum befestigt.

Richard wollte etwas sagen. Er wusste es jetzt. Er wusste, um wen es sich bei seinem Angreifer handeln musste. Er begriff, um welche Geschichte in seinem Leben es ging. Wie hatte er so lange im Dunkeln tappen können?

Es war zu spät. Er konnte nicht mehr sprechen. Er atmete nur noch. Wild, unvernünftig, panisch, hastig, immer schneller.

Er atmete den letzten wenigen Sauerstoff, der ihm blieb.

MONTAG, 28. APRIL

I

Jonas Crane war nicht sicher, ob er nicht seine Zeit vertat, aber er hatte Stella versprochen, den Termin bei Dr. Bent wahrzunehmen, und nun würde er das auch durchziehen, ganz gleich, wie wenig Zutrauen er in dieses Unterfangen hatte. Er war im Unterschied zu seiner Frau kein überzeugter Anhänger der homöopathischen Medizin, allerdings auch kein erklärter Gegner. Den einen half es vielleicht, den anderen nicht. Stella kehrte von Besuchen bei Dr. Bent immer äußerst entspannt und glücklich zurück. Bei der Sache mit dem Kind hatte er allerdings auch nicht helfen können, niemand hatte letztlich geholfen. Manchmal sollte wohl etwas nicht sein im Leben.

Jonas hatte ziemlich lange warten müssen, was ihn nervös gemacht und verärgert hatte. Er war für elf Uhr bestellt worden, es war zwanzig Minuten vor zwölf, als er schließlich an die Reihe kam. Stella hatte ihn vorgewarnt. »Er nimmt sich sehr viel Zeit für seine Patienten. Daher kann es manchmal ganz schön dauern, bis man drankommt. Dafür hat man selbst dann auch genügend Zeit bei ihm. Er scheucht einen nicht einfach aus dem Zimmer, nur weil der Nächste wartet.«

Sie schien das großartig zu finden, Jonas hingegen hielt diese Vorgehensweise für höchst zweifelhaft. Er sagte sich aber, dass er noch Glück gehabt hatte, einen Vormittags-termin zu bekommen. Arm dran waren die Leute am späten Nachmittag, wenn sich die gesamte Abfolge schon so verzögert und verschoben hatte, dass man sich über vierzig Warteminuten, wie er sie erlebte, vermutlich noch freuen konnte.

Immerhin, auch er fand Dr. Bent sehr sympathisch. Engagiert und klug. Konzentriert. Ein Arzt, der seine Patienten ernst nahm und wirklich helfen wollte.

Er studierte den EKG-Ausdruck, den Jonas ihm mitgebracht hatte. »Das sieht doch gut aus.«

»Ja, das ist ja das Problem«, sagte Jonas. Er versuchte, nicht daran zu denken, dass er um ein Uhr eine wichtige berufliche Verabredung hatte und dafür noch durch halb London fahren musste. Er war jetzt endlich an der Reihe, und er musste sich auf diese Geschichte konzentrieren. »Es scheint alles in Ordnung zu sein. Ich war jetzt schon bei ziemlich vielen Ärzten. Herz, Kreislauf, Blutdruck... alles okay. Hier«, er zog ein weiteres zusammengefaltetes Papier aus der Innentasche seines Jacketts und schob es über den Schreibtisch, »das Ergebnis einer großen Blutuntersuchung vor zwei Wochen. Alles bestens.«

»In der Tat«, stimmte Dr. Bent zu. Er musterte Jonas aufmerksam. »Sie scheinen sehr gesund zu sein. Trotzdem – da ist etwas, das Sie irritiert?«

»Nun ja«, sagte Jonas. Der Moment hätte peinlich sein können. Ein zweiundvierzigjähriger, augenscheinlich kerngesunder Mann saß hier bei einem höchst frequentierten Arzt und würde ihm gleich erklären, dass er überzeugt war, krank zu sein, obwohl bislang niemand dafür irgendwelche

Indizien gefunden hatte. Chronischer Hypochonder? Beginnende Midlife-Krise? Er spürte aber, dass Dr. Bent ihn nicht verurteilen würde, und er begann zu begreifen, weshalb Stella ihn so dringend empfohlen hatte: Er vermittelte einem das Gefühl, dass man ihm alles sagen konnte, ohne sich zu blamieren oder seinen Unmut zu erregen.

»Ich bin ... etwas besorgt. Seit einiger Zeit ... also seit Anfang des Jahres ungefähr habe ich diese seltsamen Symptome. Schwindelgefühle. Plötzlich taube Ohren. Ein Prickeln im linken Arm, dann den Eindruck, als ob er abstürbe. Erst dachte ich, es sei ein sich ankündigender Herzinfarkt. Das konnte jedoch ausgeschlossen werden. Tatsächlich wurde überhaupt nichts gefunden, was diese Beschwerden auslösen könnte. Aber es hört nicht auf. Ich meine, ich bin natürlich beruhigt, dass sich offenbar nichts Schlimmes dahinter verbirgt. Trotzdem, es ist irritierend. Stella meinte jedenfalls, ich könnte das nicht auf sich beruhen lassen.«

Dr. Bent lächelte. »Wie geht es Stella?«

»Gut. Danke.«

»Und dem kleinen Sammy?«

»Auch gut. Sehr gut sogar. Er wird in ein paar Tagen fünf Jahre alt. Er fiebert seinem Geburtstag entgegen.«

»Sind Sie noch immer glücklich mit dieser Entscheidung? Ein Kind adoptiert zu haben?«

»Ja. Absolut. Es war das Beste, was wir tun konnten. Und es hat endlich diese ewigen, vergeblichen Mühen beendet ...« Er sprach nicht weiter. Dr. Bent wusste ja Bescheid.

Dieser nickte. »Acht Versuche mit künstlicher Befruchtung, nicht wahr?«

»Ja. Über Jahre. Wir waren so am Ende schließlich ... Dass Stella irgendwann einwilligte, damit aufzuhören, dass sie sich zu der Adoption entschloss, hat unsere Beziehung

gerettet. Und unser Bankkonto. Wir hätten auch finanziell nicht länger durchgehalten.«

»Finanziell haben Sie sich saniert? Das Ganze ist ja nun etliche Jahre her.«

Jonas schüttelte den Kopf. Es tat, stellte er fest, tatsächlich gut, einmal ganz offen sein zu dürfen. Er musste nicht Mr. Ich-habe-alles-bestens-im-Griff sein. Er konnte einfach sagen, wie es war.

»Nein. Wir haben immer noch ziemlich hohe Schulden. Unser Haus ist ja sowieso noch lange nicht abbezahlt, aber ich musste dann eine zusätzliche Hypothek aufnehmen, um Bournhall bezahlen zu können.« Bournhall war die Klinik, in der sie versucht hatten, ein Kind zu zeugen. Gegründet von den Ärzten, die das erste Retortenbaby, Louise Brown, geschaffen hatten. Im Falle von Stellas und Jonas' Kinderwunsch hatten sie allerdings keinen Erfolg erzielt. »Ich zahle das nach und nach ab und schaffe das mit Ach und Krach. Es darf beruflich nichts schiefgehen bei mir, darauf kommt es jetzt an.«

»Sie arbeiten als freier Drehbuchautor?«

»Ja.«

»Und sind gut im Geschäft?«

»Ja, schon, aber ...« Er hob hilflos die Schultern.

Dr. Bent betrachtete ihn ruhig. »Aber wenn einen Tag lang das Handy nicht klingelt, werden Sie unruhig. Wenn die Mails der Fernsehproduktionen ausbleiben. Wenn eine Einschaltquote schlecht ist. Aber ich vermute, Sie fühlen sich einer Katastrophe nahe, selbst wenn gerade alles gut läuft. Je besser Sie dastehen, umso schlimmer die Angst, den eigenen Ansprüchen nicht genügen zu können. Abzustürzen. Stimmt's?«

Jonas starrte ihn an. Er fragte sich, wie es diesem Mann

hatte gelingen können, nach nur wenigen Minuten des Zusammenseins hinter seine Fassade zu blicken. Seine Ängste so klar und genau benennen zu können.

»Ja«, bestätigte er, »ja, so ist es. Ich lebe in der ständigen Erwartung einer Katastrophe.«

Er lauschte dem Wort kurz hinterher. *Katastrophe*. War das zu dramatisch? Nein. Es traf seine Gefühlslage genau. Er erwartete die Katastrophe. Den finanziellen Kollaps. Den beruflichen Absturz. Das totale Scheitern. Das Versagen auf der ganzen Linie.

Katastrophe, Kollaps, Absturz, Scheitern, Versagen... Waren das die Ängste, die sein bewusstes Denken zeitweise und sein Unterbewusstsein ständig beherrschten? Dann brauchte er sich vermutlich nicht groß zu wundern.

»Können Sie schlafen?«, fragte Dr. Bent.

»Schlecht. Wenig. Ich schlafe einigermaßen gut ein am Abend, aber gegen zwei Uhr nachts werde ich wach. Herzrasen, Panikgefühle. Dann das Grübeln. Meist liege ich wach, bis der Wecker klingelt.«

Dr. Bent hatte sich die ganze Zeit über Notizen gemacht. Nun legte er seinen Stift zur Seite, stützte beide Arme auf den Schreibtisch und blickte Jonas sehr ernst an.

»Mr. Crane, Sie müssen den Katastrophenmodus verlassen. Das ist absolut wichtig. Körperlich sind Sie noch gesund, aber Sie bekommen massive Warnsignale gesendet. Die Schlafstörungen, das Herzrasen, der Schwindel, der taube Arm. Das ist ernst. Ganz egal, was diese Ergebnisse hier«, er wies auf die Blätter mit dem EKG und dem Blutbild, »auch aussagen mögen. Es ist noch nicht fünf vor zwölf, aber es ist zehn vor zwölf, und Sie sollten *jetzt* die Notbremse ziehen.«

Den Katastrophenmodus verlassen.

»Wie soll das gehen?«, fragte Jonas.

»Es geht«, versicherte Dr. Bent. »Es geht, aber es ist nicht einfach.«

»Wie konnte das passieren? Ich meine, dass man sich dann und wann Sorgen macht, ist normal. Aber Sie haben recht, ich lebe auch dann in der Erwartung größten Unheils, wenn gerade gar kein Anhaltspunkt da ist. Das war früher nicht so. Es hat sich ... irgendwie eingeschlichen. Ich habe es gar nicht wirklich gemerkt.«

Dr. Bent nickte. »So etwas ist auch nicht von heute auf morgen da. Die Belastungen summieren sich langsam, und man geht noch gut mit ihnen um und glaubt, dass man alles im Griff hat. Wenn dann der Körper schlagartig signalisiert: *Ich kann nicht mehr!*, ist das Kind meist schon in den Brunnen gefallen. Ihre letzten Jahre waren nicht einfach, Mr. Crane, das habe ich ja über Stella mitbekommen. Jahrelang haben Sie und Ihre Frau gehofft, ein Kind zu bekommen. Schließlich die aufreibenden Bemühungen, es über künstliche Befruchtung zu schaffen. Die vielen Enttäuschungen. Die hohen Kosten. Dann ein Adoptionsverfahren, was auch alles andere als einfach ist. Daneben mussten Sie im Beruf funktionieren, umso mehr, als sich die Schulden zu türmen begannen. Ich vermute, gerade diese finanziellen Probleme haben Sie weitgehend mit sich selbst ausgemacht, um Ihre Frau nicht noch mehr zu belasten, aber das hat es für Sie erschwert.«

Jonas nickte. Genauso war es gewesen.

»Können wir uns das leisten, Jonas?«, hatte Stella vor dem fünften, sechsten, siebten, achten Versuch bang gefragt, und er hatte lächelnd geantwortet: »Gar kein Problem. Meine Auftragslage ist gut. Mach dir keine Sorgen!«

Sie war völlig fertig gewesen von den wahnsinnigen

Hormonspritzen, den ewigen Untersuchungen, Eizellentnahmen, Retransfers der befruchteten Eizellen, von dem Warten und Hoffen und von den Enttäuschungen. In medizinischer Hinsicht war das Ganze für ihn als Mann viel einfacher gewesen, daher hatte er es für seine Pflicht gehalten, die anderen Sorgen von Stella fernzuhalten. Das war sein Part, und wie es schien, hatte dieser ihn aufgefressen.

»Ich werde Ihnen Tropfen verschreiben, die Sie bitte jeden Morgen vor dem Frühstück nehmen«, sagte Dr. Bent und riss ein Blatt von seinem Rezeptblock. »Aber darüber hinaus...«

»Ja?«

»Meinen Sie, es könnte Ihnen gelingen, für ein paar Wochen vollkommen auszusteigen?«

»Aussteigen?«

»Wann haben Sie zum letzten Mal Urlaub gemacht, Mr. Crane? Und ich meine *wirklichen* Urlaub? Ohne Handy, Laptop und sonstiges. Ohne ständige Präsenz, ständige Erreichbarkeit?«

Jonas überlegte. »Ich glaube – noch nie. Seit man ständig erreichbar ist. Wenn wir in die Ferien fahren, nahm ich mein Büro sozusagen immer mit. Und machte nahtlos weiter.«

»Genau das meine ich. Ich habe etliche Patienten, Mr. Crane, die genau dieselben Symptome zeigen wie Sie. Sie sind keineswegs ein ungewöhnlicher Fall. Das digitale Zeitalter hat uns eine Menge Annehmlichkeiten beschert, aber es hat auch dazu geführt, dass wir praktisch keinen Ort mehr finden, an dem wir alles loslassen, an dem wir uns nur auf uns und den Augenblick besinnen können. Pausenlos checken wir unsere Mails, bis in den späten Abend hinein, und ab den frühen Morgenstunden geht es weiter. Wir tauchen nicht mehr weg und sind einfach einmal nur *bei uns*.«

Jonas schwante, was nun kam. »Sie raten mir zu einer Auszeit? Irgendwohin gehen, weg sein, nicht erreichbar sein?«

»Sämtliche Patienten von mir, die das probiert haben, waren begeistert von dem Ergebnis. Sie fühlten sich wie neu geboren. Sie hatten ihre Mitte wiedergefunden, konnten Wichtiges von Unwichtigem trennen. Auch wichtige von unwichtigen Problemen. Sie waren zur Ruhe gekommen.«

»Und das hält dann ein Leben lang?«

»Man sollte es immer wieder einmal wiederholen. Aber das kommt dann von alleine. Wichtig ist der erste Schritt.«

Jonas konnte sich das überhaupt nicht vorstellen. »Ich werde verrückt, wenn ich irgendwo in der Einöde sitze und nicht erreichbar bin!«

»Die ersten Tage vielleicht. Aber dann kommt die Ruhe. Sie werden es sehen.«

»Am besten wäre es also, irgendwo ein Haus zu mieten. In der Mitte von Nirgendwo. Ohne Telefon und sonstige Möglichkeiten. Das meinen Sie?«

»Manche gehen auch in ein Kloster«, sagte Dr. Bent, aber Jonas schüttelte den Kopf. »Das ist nichts für mich. Aber so eine Art einsame Insel... Kann ich meine Familie mitnehmen?«

»Noch sinnvoller wäre es ohne. Aber für den Anfang ist das besser als nichts. Spätestens beim zweiten Versuch suchen Sie wahrscheinlich freiwillig die völlige Einsamkeit.«

Jonas erhob sich und griff das Rezept, das Dr. Bent ihm über den Tisch reichte. »Danke, Doktor. Die Tropfen nehme ich auf jeden Fall. Über... das andere muss ich nachdenken. Ich glaube Ihnen, was Sie sagen. Aber ich kann mir noch nicht wirklich vorstellen, dass es mir gelingt, Ihren Vorschlag umzusetzen.«

»Befassen Sie sich einfach mit dem Gedanken«, sagte Dr. Bent. »Sie werden feststellen, dass er sich zunehmend verlockend anfühlt.«

Sollte mich wundern, dachte Jonas. Er blickte auf die Uhr und erschrak. »Schon so spät! Ich muss los. Ein wichtiger Termin, wissen Sie?«

»Alles Gute«, sagte Dr. Bent.

Eines war klar: Auch Hamzah Chalid lebte im Katastrophenmodus, und er täte zweifellos gut daran, irgendeinen Weg zu finden, aus dieser Lebenskonstellation herauszu-
gelangen. Seine dunkelbraunen Augen irrten beständig hin und her, er schien nicht in der Lage zu sein, seinen Blick auch nur für eine halbe Minute konzentriert auf sein Gegenüber zu richten. Er zuckte zusammen, wenn irgendwo eine laute Stimme erklang, und als einer Kellnerin in dem Café, das Jonas als Treffpunkt vorgeschlagen hatte, eine Kaffeetasse zu Boden fiel, fing Hamzah unkontrolliert zu zittern an. Er war ein kleiner, magerer Mann, knapp über fünfzig Jahre alt. Seine schwarzen Haare begannen über der Stirn und an den Schläfen grau zu werden. Er schien unablässig zu erwarten, dass jede Sekunde ein furchtbares Unheil über ihn hereinbrechen würde.

Als seien sie noch immer hinter ihm her. Die Schergen des inzwischen toten Diktators Saddam Hussein.

Jonas kannte Hamzahs Geschichte, die in einer filmischen Dokumentation erzählt werden sollte, zu der er das Drehbuch schreiben würde. Man war mit dem Auftrag an ihn herangetreten, und er hatte sofort zugesagt, obwohl er etwas in dieser Art noch nie gemacht hatte. Er schrieb Krimis für das Fernsehen, entweder solche, deren Handlung er selbst erfand, oder andere, für die er Romanhandlun-

gen adaptierte und umarbeitete. Eine Geschichte mit politischem Hintergrund war noch nie dabei gewesen, zudem hatte er sich noch nie an etwas gewagt, das zumindest teilweise den Charakter einer Dokumentation haben würde. Aber man hatte ihm viel Geld angeboten, und das war ausschlaggebend gewesen.

Obwohl er wusste, dass er sich im Moment einer solchen Herausforderung eher nicht hätte aussetzen sollen.

Er kannte Hamzahs Geschichte, die Produktionsfirma hatte ihm eine Zusammenfassung zukommen lassen:

Hamzah Chalid war im September 1998 mitten in der Nacht von der Geheimpolizei in seinem Haus verhaftet und ins Gefängnis verschleppt worden. Er wusste lange Zeit nicht genau, was ihm vorgeworfen wurde, gewann aber schließlich den Eindruck, dass es mit einem Freund von ihm zu tun hatte, der sich offenbar in sehr unvorsichtiger Weise öffentlich regimekritisch geäußert hatte und ebenfalls inzwischen im Gefängnis saß. Jeder, der mit ihm in näherem Kontakt gestanden hatte, war damit in das Visier der Staatssicherheitsorgane geraten. Hamzah wurde gefoltert und trug dabei Verletzungen davon, die ihn für sein ganzes weiteres Leben zu einem gesundheitlich schwer angeschlagenen Mann machten. Schließlich hielt man ihn jedoch für politisch offenbar unbedenklich und entließ ihn wieder. Hamzah war nicht mehr derselbe; er litt unter Panikattacken, Essstörungen und schweren Depressionen und schaffte es nicht, sein normales Leben, wie er es vorher geführt hatte, wieder aufzunehmen. Häufig musste er zum Arzt, wurde krankgeschrieben, fehlte bei der Arbeit. Ob es dieser Umstand war, der ihn wieder in irgendeiner Weise hatte verdächtig erscheinen lassen, erfuhr er nie; es erreichte ihn eines Tages jedoch eine Warnung, dass seine erneute

Verhaftung unmittelbar bevorstehe. Hamzah floh in buchstäblich letzter Minute durch ein rückwärtiges Fenster seiner Wohnung, als die Geheimpolizei schon vor der Haustür stand. Er fand Unterschlupf bei Freunden, wurde jedoch von einem zum anderen gereicht, weil jeder um sein eigenes Leben fürchtete. Es kam schließlich zu jener Szene, die ihm bis zum heutigen Tag beständig im Kopf herumging. Er erzählte sie Jonas gleich als Erstes in dem Café, obwohl Jonas sie natürlich auch schon kannte.

»Ich wurde wieder einmal von einem Versteck zum nächsten gebracht. Im Auto eines Bekannten. Hinten im Fußraum kauern, eine Decke über mir. Wir hielten an einer Ampel. Alles schien ganz normal. Unter meiner Decke war es dunkel und viel zu warm. Stickig. Alle Geräusche drangen nur dumpf und aus weiter Ferne an mein Ohr...«

»Aber Sie spürten plötzlich eine Gefahr...«, hakte Jonas vorsichtig ein. Er hatte die Geschichte aufmerksam gelesen.

»Ja. Ich spürte die Gefahr. *Ich spürte sie*. Ich kann bis heute nicht erklären, was mich gewarnt hat. Es war eine plötzliche Gewissheit in mir: Sie sind da. Sie sind ganz nah. Ich fing an zu zittern. Ich konnte kaum noch atmen...« Hamzah stockte. Seine Augen waren noch dunkler geworden, seine Haut noch bleicher. Schweiß trat auf seine Stirn.

»Das Unterbewusstsein. Sensoren, die Sie in der Zeit seit Ihrer ersten Verhaftung entwickelt hatten«, erklärte Jonas. »Wilde Tiere verfügen über diesen Instinkt. Sie wittern eine Gefahr, lange bevor tatsächlich etwas zu sehen oder zu hören ist. Ihr Instinkt hat großartig funktioniert in diesem Moment, Mr. Chalid.«

Hamzah hatte die Decke von sich geworfen, die Wagentür aufgestoßen und war hinausgesprungen. Das Glück wollte es, dass sie gerade an einer Kreuzung standen, an die

unmittelbar ein kleiner, unübersichtlich bewachsener Park angrenzte. Hamzah tauchte in den Büschen unter. Wie er später erfuhr, war das Auto der Geheimpolizei bereits nur von zwei weiteren Fahrzeugen getrennt hinter ihnen gewesen. Der Zugriff wäre ein oder zwei Minuten später erfolgt. Hamzah war erneut im allerletzten Moment entkommen.

Später hatten ihn Schleuser über die Grenze nach Pakistan gebracht. Auch dabei hatte er etliche Abenteuer bestehen müssen und wäre einmal um ein Haar Spitzeln der Regierung in die Hände gefallen. Schließlich hatte es ihn nach England verschlagen, wo er Asyl beantragt und schließlich bewilligt bekommen hatte. Seine Geschichte war spannend, und nachdem jemand ihn an einen Journalisten vermittelt hatte, war in einer Zeitung darüber berichtet worden. Jetzt interessierte sich eine Filmproduktion für ihn. Jonas hatte den Eindruck, dass Hamzah den Ereignissen geradezu entgegenfierte: Er durfte erzählen. Man hörte ihm aufmerksam zu. Man nahm ihn wahr. Man nahm vor allem das *Unrecht* wahr, das ihm geschehen war. Hamzah war ein tief traumatisierter Mensch, dem sein normales Leben genommen worden war. Er hatte *überlebt*, ein lebenswertes Leben bislang jedoch nicht wiedergefunden. Er wurde mit den Geschehnissen nicht fertig, hatte nie verstanden, weshalb die Welt nicht aufgeschrien hatte bei Geschichten wie seiner. Jetzt, jetzt endlich wollte er den Schrei hören. Dann würde alles besser, er würde abschließen können, er würde einen Weg in die Zukunft finden.

Jonas bezweifelte, dass sich Hamzahs Hoffnungen erfüllen würden, mochte das jedoch vorerst nicht thematisieren. Der Film würde nie das Echo finden, das sich der Iraker davon versprach. In seinem Land war so viel geschehen seither ... Den Diktator von einst gab es längst nicht mehr,

andere Probleme und Krisen beherrschten die Region. Hamzah und seine Geschichte waren für die Öffentlichkeit im Grunde Schnee von gestern. Der Aufmerksamkeitswert war zweifellos vorhanden und würde etliche Zuschauer vor die Bildschirme locken, aber er würde weder Diskussionen auslösen noch Zeitungen füllen. Hamzah träumte davon, in Talkshows zu gehen und zu berichten, Vorträge zu halten und Interviews zu geben. Er träumte davon, Heilung zu finden, wenn er mit dem Schrecken, der ihn beherrschte, nicht mehr alleine wäre.

»Sie werden ganz bestimmt das Drehbuch schreiben?«, fragte er mehrmals. »Der Film wird doch ganz bestimmt gedreht werden?«

»Wie es jetzt aussieht, wird das alles wie geplant funktionieren«, sagte Jonas. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

Hamzah drehte sich immer wieder um, musterte die Gäste im Café eindringlich, saugte sich an Passanten fest, die draußen vor dem Fenster vorbeigingen.

»Dieser Instinkt, wissen Sie«, sagte er, »dieser Instinkt, der mir damals in Bagdad das Leben gerettet hat... Ich kann ihn nicht mehr ausschalten. Er ist immer da. Er ist immerzu hellwach.«

»Verständlich«, sagte Jonas höflich. Was Hamzah jedoch als *Instinkt* bezeichnete, war natürlich längst keiner mehr. Hamzah witterte inzwischen Feinde, die nicht da waren. Er war in ein völlig neurotisches Verhalten, vielleicht sogar in eine Psychose abgeglitten. Er glaubte sich umzingelt von den Häschern eines längst toten Diktators. Als er seine Kaffeetasse zum Mund führte, zitterten seine Hände so sehr, dass der Kaffee auf seinen Schoß schwappte. Kaum hatte er die Tasse wieder abgesetzt, sah er sich erneut hektisch um.

Dr. Bents Bezeichnung *Katastrophenmodus* kam Jonas erneut in den Sinn, und auch der Gedanke, dass er selbst und der bedauernswerte Hamzah Chalid am Ende gar nicht so weit voneinander entfernt waren. Sie wurden beide beherrscht von Ängsten, die zumindest in ihrer augenblicklichen Situation nicht real waren, von ihnen jedoch als real empfunden wurden. Hamzah und Saddam Hussein. Jonas und der berufliche und soziale Zusammenbruch. Zwei völlig unterschiedliche Geschichten, zwei nach außen hin völlig unterschiedliche Männer.

Und doch lebten sie beide mit einer kleinen Zeitbombe in ihrem Inneren, deren Vorhandensein nur sie allein spürten, deren Ticken nur sie allein hörten.

»Wie wird es nun weitergehen?«, fragte Hamzah.

»Ich werde ein Treatment schreiben«, erklärte Jonas. »Eingeteilt bereits in Bilder und Szenen. Ich habe ja eine ausführliche Wiedergabe Ihrer Geschichte vorliegen. Sie bekommen das fertige Treatment dann natürlich sofort zu lesen. Anschließend sollten wir uns erneut treffen, um alles noch einmal durchzusprechen, und dann mache ich mich an die Feinarbeit.«

»Wann wird das sein? Ich meine, wann werden Sie das Treatment fertig haben?«

Jonas unterdrückte ein Seufzen. Es würde nicht leicht werden mit Hamzah.

»Es wird eine Weile dauern. Noch ist ja auch nicht endgültig entschieden, ob das Ganze überwiegend eine Dokumentation oder mehr ein Spielfilm sein soll und wie genau das Mischverhältnis aussehen wird. Ich habe nächste Woche einen Termin mit dem Produzenten. Da werden wir auch über diese Frage sehr intensiv sprechen.«

Hamzah nickte, wirkte aber unglücklich. Jenseits sei-

ner ständigen Angst vor einer drohenden Gefahr gehörte es offenkundig inzwischen zu seinem Charakterbild, immer das Schlechteste anzunehmen und keinerlei Vertrauen mehr aufbringen zu können.

»Das alles soll doch kein Schnellschuss werden«, sagte Jonas, »sondern eine wirklich solide Geschichte, und da darf man nichts überstürzen.«

»Wir bleiben aber in Kontakt?«, vergewisserte sich Hamzah. Sicher war ihm die Vorstellung, monatelang in seinem Londoner Dachzimmer zu sitzen und nicht zu wissen, was geschah, unerträglich, und Jonas konnte das nachvollziehen.

»Natürlich. Nichts geschieht über Ihren Kopf hinweg und ohne dass Sie informiert werden. Sie sind schließlich die Hauptperson bei all dem!« Der letzte Satz war eine fromme Lüge. Niemand bei der Produktion sah Hamzah Chalid als Hauptperson oder überhaupt als *wichtige Person*. Er hatte die Rechte an seiner Geschichte verkauft, und nun hatte er selbst für niemanden mehr eine besondere Bedeutung. Im Gegenteil, man wäre nur froh, wenn er sich weitgehend heraushielte. Es war so ähnlich wie mit den Romanautoren, deren Bücher man verfilmte: Sie lamentierten wegen jeder Veränderung, die man vornahm, wollten dies anders und jenes, regten sich auf und machten nichts als Ärger. Man wünschte, sie würden einfach Ruhe geben und im Hintergrund bleiben. Meist waren sie jedoch nicht allzu leicht einzuschüchtern oder gar völlig mundtot zu machen. Das sah bei diesem höchst verunsicherten, ständig am Rande des Nervenzusammenbruchs schwebenden Flüchtling anders aus. Um ihn würde sich schon überhaupt niemand groß scheren. Letzten Endes, das sah Jonas jetzt schon voraus, würde er vermutlich der Einzige sein, der sich

aus reinem Mitleid seiner annahm. Er ahnte, dass Hamzah wie eine Klette an ihm haften würde. Und wenn das alles in eine bittere Enttäuschung mündete, würde Jonas das Drama abbekommen.

Er schob den Gedanken beiseite. Zu früh, zu unabsehbar. Es brachte nichts, jetzt schon über mögliche Entwicklungen nachzudenken.

Der Begriff *Hauptperson* hatte Hamzah ein wenig aufgemuntert. Seine Augen blickten nicht ganz so trostlos mehr drein. Er trank seinen Kaffee zu Ende, schaute sich dann wieder hektisch um.

»Ich bin froh, dass wir uns getroffen haben«, sagte er.

»Ja, ich auch«, sagte Jonas. Er winkte der Kellnerin, bezahlte für sich und Hamzah.

»Sie hören von mir«, versprach er, während er aufstand.

Auch Hamzah erhob sich. Jonas stellte fest, dass der Mann nur gebeugt stehen konnte. Er musste an die Folterungen denken, die er erlebt hatte. Diese Welt war so weit weg von seiner eigenen, schwer vorstellbar, schwer nachzuvollziehen. Einen Moment lang fühlte er sich beschämt.

Die beiden Männer verabschiedeten sich draußen auf der Straße voneinander. Der Apriltag war bewölkt, die Luft jedoch warm. Jonas sah Hamzah nach, der langsam davonhumpelte.

Er selbst ging in Richtung seines Autos.

Noch zwei Termine. Dann würde er nach Hause fahren und endlich an seine eigentliche Arbeit gehen können: das Schreiben.

Stella und Sammy kamen zu Hause an, und Sammy, der schon im Wagen die ganze Zeit über geredet hatte, hörte auch nicht auf, als sie ins Haus und in die Küche gingen und nachdem er auf seinen erhöhten Stuhl an der Theke geklettert war. Stella hatte ihn von seiner Spielgruppe abgeholt, wo an diesem Vormittag der Geburtstag eines Freundes von Sammy gefeiert worden war, was Sammy – falls das überhaupt notwendig gewesen war – wieder nachdrücklich an seinen eigenen bevorstehenden Geburtstag erinnert hatte. Am Freitag war es so weit, und es war auch eine große Party geplant. Sammy schnurrte zum hundertsten Mal seine sich ständig erweiternde Wunschliste hinunter und entwarf die verrücktesten Spiele für seine Party. Stella genoss es, ihn so zu erleben, so voller Vorfreude und überschäumend von Energie und Einfallsreichtum. Er hätte in der Spielgruppe zu Mittag essen können, aber sie holte ihn meistens ab, vor allem an Tagen, an denen Jonas nicht da war. Warum sollte sie sich alleine hinsetzen und ziemlich lustlos einen Joghurt löffeln? Da machte es ihr mehr Spaß, mit ihrem Sohn zu essen und sich an ihm zu freuen. Für heute hatte sie Pommes frites und Chickennuggets geplant. Sein absolutes Lieblingsessen.

Während sie die Tiefkühlfritten auf ein Backblech schütete, hörte sie mit einem halben Ohr Sammys Geplapper zu. Ansonsten dachte sie wieder einmal über ihre eigene Zukunft nach. Sie hatte nicht mehr gearbeitet, seitdem Sammy da war, aber im September würde er in die Schule kommen, und das, so fand sie, war ein guter Zeitpunkt, ihr eigenes Leben neu zu gestalten. Ewig wollte sie nicht mehr daheim bleiben, aber sie wusste, die Rückkehr ins Berufsleben würde nicht ganz

einfach aussehen. Sie hatte als Producerin bei einer Filmproduktion gearbeitet. Sie vermisste ihren Job, machte sich aber wenige Illusionen darüber, dass er mit einem Familienleben nicht immer leicht vereinbar sein würde. Eine halbe Stelle war auf dem Papier gut und schön, in der Praxis häufig nicht durchzuhalten. Andererseits arbeitete Jonas über lange Strecken zu Hause. Wenn sie sehr gut planten, sich im Vorfeld immer wieder rechtzeitig und sorgfältig absprachen ...

»Und Luftballons«, sagte Sammy gerade. »Mummy! Hast du gehört? Wir hängen überall im Haus Luftballons auf, ja?«

»Klar, das machen wir. Und im Garten. Wenn das Wetter schön ist.«

Die Pommes frites waren im Backofen. Stella schaltete gerade den Thermostat ein, als das Telefon klingelte.

Später erinnerte sie sich immer wieder an diese Szene. An das Klingeln, das ihr zunächst ganz normal vorgekommen war, im Nachhinein jedoch einen irgendwie hässlichen Klang angenommen hatte. Das Klingeln, das eine friedliche, alltägliche Szene durchschnitt: die freundliche, helle Küche. Blumen am Fenster. Die Pommes frites im leise brummenden Backofen. Sammy auf seinem Hochstuhl, planend und plappernd. Draußen rollte ein Auto langsam durch die Siedlung. Ein paar erste Sonnenstrahlen durchbrachen die Wolkendecke, die den Tag bislang in ein etwas milchiges, trübes Licht getaucht hatte.

Sie ging ohne Hast zu dem Telefonapparat, der im Wohnzimmer stand. Jonas vermutlich. Wenn er unterwegs war, meldete er sich immer zwischendurch, und heute hatte sie seit dem frühen Morgen noch nichts von ihm gehört. Inzwischen musste er bei Dr. Bent fertig sein. Sie war gespannt auf seinen Bericht.

Sammy redete in der Küche unvermindert weiter. »Und dann ein Bananenkuchen mit Schokoladenüberzug und ...«

»Hallo«, meldete sie sich.

Ein kurzer Moment des Schweigens. Dann eine Stimme: weiblich, jung, etwas schüchtern. Was aber durch eine fröhliche, aufgesetzt wirkende Forschheit überspielt wurde.

»Hallo! Stella? Hier ist Terry. Terry Malyan. Erinnern Sie sich an mich?«

Und ob sie sich erinnerte.

Sammys leibliche Mutter. Von der sie gehofft hatte, sie werde sie nie im Leben wiedersehen müssen.

Sie saß in der Küche, Sammy gegenüber, aber sie nahm ihren Sohn, der eine wahre Ketchup-Orgie auf seinem Teller feierte, kaum wahr. Irgendwie hatte sie es geschafft, das Essen fertig zuzubereiten und den Tisch zu decken, aber sie hatte sich schon dabei wie in Trance bewegt. Und die ganze Zeit über fragte sie sich, woher das Gefühl der Bedrohung rührte.

Terry Malyan.

»Am 2. Mai wird Sammy ja fünf Jahre alt«, hatte sie am Telefon gesagt mit dieser seltsam aufgesetzten, forcierten Stimme. »Und da dachte ich, es wäre eine wunderbare Gelegenheit, ihn einmal wiederzusehen!«

Terry hatte sich fast fünf Jahre lang nicht gerührt. Weder angerufen noch geschrieben. Nicht an Sammys Geburtstag, nicht an Weihnachten. Zu Sammys erstem Geburtstag hatte Stella ihr Fotos geschickt, darauf jedoch keine Reaktion erhalten. Schließlich hatte sie diese Frau abgehakt.

Und dies als Erleichterung empfunden.

»Wir sind zufällig am Wochenende sowieso in London ...«

Ach ja, *zufällig*? Und was hieß überhaupt *wir*?

»Mein Freund und ich. Mein Freund hat beruflich dort zu tun.«

Sprach sie von Sammys Vater? Stella hatte ihn nie kennengelernt, er war schon seinerzeit, als es um die Adoption ging, nicht in Erscheinung getreten. Ein damals siebzehnjähriger Schüler, wie sie wusste, der völlig entsetzt und schockiert war über das Ergebnis seiner ersten sexuellen Erfahrung, die während des Aufenthaltes in einem Feriencamp an der walisischen Küste mit einer sechzehnjährigen Schülerin in einem Zelt stattgefunden hatte und ein Volltreffer geworden war: in Gestalt des kleinen Jungen, der neun Monate später zur Welt kam.

Stella erinnerte sich noch gut an den Anruf der sie betreuenden Mitarbeiterin des Jugendamts im April 2009. »Wir haben ein Kind für Sie. Es wird Anfang Mai geboren. Die Eltern sind fest entschlossen, es sofort zur Adoption freizugeben. Sie sind selbst noch halbe Kinder, gehen zur Schule und sind mit der Situation vollkommen überfordert.«

Das Ganze war von Anfang an als eine »verdeckte Adoption« geplant gewesen, auf etwas anderes hätten sich Stella und Jonas nicht eingelassen. Die leiblichen Eltern würden die Adoptiveltern nicht kennen, umgekehrt würde es genauso sein. Sollte das Kind später die leiblichen Eltern kennenlernen wollen, würde ihm der Einblick in die Akten natürlich gewährt sein; bis dahin würde es jedoch keinerlei Kontakt geben. Stella und Jonas hatten nie vorgehabt, ihr Kind darüber im Unklaren zu lassen, dass es adoptiert war, aber sie wollten keine ständigen Besuche, keinen Austausch, keine Einmischung. Auch keine innere Zerrissenheit des Kindes zwischen den verschiedenen Eltern.

»Nein, nicht Sammys Vater«, hatte Terry gesagt. »Von

dem habe ich nie wieder etwas gehört. Ich bin seit einem halben Jahr mit meinem neuen Freund zusammen. Neil Courtney. Wir werden wahrscheinlich heiraten.«

»Mummy, hörst du mir zu?«, fragte Sammy und blickte seine Mutter über den Tisch hinweg an. Er war von einem Ohr zum anderen mit Ketchup verschmiert und sah aus, als wäre er in einen Farbeimer gefallen.

Stella versuchte zu lächeln. »Klar höre ich dir zu.«

Neil Courtney. Terrys neuer Freund. Dem Terry offensichtlich das Kind zeigen wollte, das sie geboren und für das sie sich jahrelang nicht interessiert hatte.

Oder war dieser neue Mann in ihrem Leben die treibende Kraft? Aber welcher Mann interessierte sich schon brennend für den Sohn seines Vorgängers, einen Sohn, der zudem im Leben der Mutter keinerlei Rolle gespielt hatte?

Sie wünschte, Jonas käme endlich nach Hause. Sie musste dringend mit jemandem sprechen. Mit jemandem, der sie beruhigen würde. Der all die Ängste beschwichtigen würde, die sie im Augenblick noch nicht einmal wirklich formulieren konnte.

Die Sache war damals zunächst komplett aus dem Ruder gelaufen. Am 2. Mai war das ersehnte Kind geboren und den Adoptiveltern unmittelbar danach übergeben worden. Kurz vor Ablauf der mehrwöchigen Frist, die der leiblichen Mutter die Möglichkeit gab, ihren tiefgreifenden Entschluss noch einmal zu überdenken und rückgängig zu machen, war das Furchtbare tatsächlich geschehen: Das Jugendamt hatte sich erneut bei Jonas und Stella gemeldet und erklärt, dass Sammy nun leider nicht bei ihnen würde bleiben dürfen.

»Sie will ihn zurück. Die Mutter. Sie schafft die Trennung nicht. Sie will ihren Sohn unter allen Umständen zurückhaben.«

Die Welt war unter Stellas Füßen eingebrochen. »Aber das geht nicht! Er ist seit fast fünf Wochen bei uns. Wir lieben ihn. Er ist unser Kind. Sie dürfen ihn uns nicht wegnehmen!«

Die Dame vom Jugendamt hatte gequält geklungen. »Es tut mir entsetzlich leid, Mrs. Crane. Ich wünschte, ich könnte Ihnen diesen Schmerz ersparen. Aber mir sind rechtlich die Hände gebunden. Ich muss das den Vorschriften gemäß abwickeln, etwas anderes bleibt mir nicht übrig.«

»Aber dieses Mädchen ist erst sechzehn Jahre alt!«

»Ja. Das ist sehr jung, und das Ganze ist keine glückliche Situation. Trotzdem ...«

Sammy war abgeholt worden. Bis an ihr Lebensende würde Stella diesen Moment nicht vergessen. Man riss ihr ein Stück aus dem Herzen. Und trotz allem, was dann geschah, würde diese Verletzung bleiben. Für immer.

Nach grauenhaften drei Wochen, in denen Stella ständig Dr. Bent konsultierte und Beruhigungstabletten schluckte und in denen sich Jonas kaum aus dem Haus wagte, weil er fürchtete, seine Frau würde sich etwas antun, meldete sich das Jugendamt erneut. Es gab Probleme. Sammys Mutter sah sich zunehmend überfordert und war nicht mehr sicher, ob die Entscheidung, das Kind doch zu behalten, die richtige gewesen war. Sie wurde von dem Gefühl gepeinigt, ihr Leben zu verbauen und sich mit dem Kind jegliche Zukunftschance zu vermasseln, gleichzeitig quälten sie Schuldgefühle bei dem Gedanken, den kleinen Jungen nun doch herzugeben.

»Sie würde sich sehr gern mit Ihnen treffen, Mrs. Crane. Ich weiß, das wäre vollkommen gegen die Absprache, aber ...«

»Ja?«

»Ich sehe eine echte Chance, dass sie sich zu einer Freigabe des Kindes entschließt, wenn sie die zukünftigen Eltern kennengelernt und sich davon überzeugt hat, dass Sammy es wirklich gut bei Ihnen haben wird. Im Grunde weiß sie, dass sie dem Kleinen keinerlei Stabilität geben kann. Was sie braucht, ist ein Gefühl der Sicherheit, das Richtige zu tun, und das würde sie vermutlich im Gespräch mit Ihnen gewinnen.«

»Aber dann wäre das alles nicht mehr anonym.«

»Nein. Und ich würde durchaus verstehen, wenn Sie unter diesen Umständen von dem ganzen Vorhaben Abstand nehmen würden. Ich schlage den Weg auch nur deshalb vor, weil für uns das Kindeswohl an erster Stelle stehen muss, und ...« Sie stockte. Sie wollte nicht zu viel sagen.

Aber Stella erriet, was sie dachte. »Für Sammy wäre es auch in Ihren Augen besser, er käme zu uns.«

»Eindeutig: Ja.«

Damit gab es für Stella keinen Zweifel mehr. Sie würde sich mit Sammys Mutter treffen.

Jonas sah das anders. Er war vollkommen dagegen. »Das kann ein ewiges Hin und Her werden. Dieses Mädchen weiß doch nicht, was es will. Heute so, morgen so. Was machen wir, wenn sie andauernd auf der Matte steht, weil ihre Muttergefühle plötzlich wieder erwachen?«

»Nach einer gewissen Frist ist die Adoption rechtskräftig. Da kann sie dann nichts mehr machen.«

»Juristisch nicht. Aber sie kann uns tyrannisieren. Permanent anrufen. Permanent aufkreuzen. Ihn andauernd sehen wollen. Dich mit Tränen zu erpressen versuchen. Wir haben über all das doch schon gesprochen, Stella. Es hatte einen Grund, dass wir unter allen Umständen eine *verdeckte* Adoption wollten.«

»Ja. Aber wir haben jetzt eine veränderte Situation. Wir müssen unsere Einstellung ändern, eine andere Wahl haben wir nicht.«

»Doch. Die haben wir. Wir warten auf ein anderes Kind.«

»Es hat fast ein Jahr gedauert, bis Sammy zu uns kam!«

»Dann dauert es eben noch mal ein Jahr. Das ist doch gar nicht so viel Zeit. Vielleicht geht es auch schneller.«

Ihr waren schon wieder die Augen übergeflossen, obwohl sie es unbedingt hatte verhindern wollen. »Ich kann nicht mehr warten, Jonas. Wir kämpfen seit mehr als sechs Jahren um ein Kind. Wir haben nur Enttäuschungen erlebt. Das Ganze war ein einziger Nervenkrieg. Ich kann jetzt einfach nicht mehr, ich bin völlig aufgebraucht. Und außerdem liebe ich Sammy. Er war hier. Ich habe ihn in meinen Armen gehalten. Ich kann nicht einfach sagen: Na gut, nehmen wir eben ein anderes Kind. Es geht nicht. Ich kann nicht.«

Jonas hatte nachgegeben. Er hatte ihre echte Verzweiflung gespürt, ihre völlige Erschöpfung. Und er war selbst erschöpft. Er stand eine Auseinandersetzung zu diesem Thema nicht mehr durch.

Und dann war alles gut geworden, so gut, dass sich selbst Jonas' Zweifel zerstreuten. Sie hatten sich mit der leiblichen Mutter getroffen, der sechzehnjährigen Therese Malyan aus Truro in Cornwall.

»Sagen Sie bitte Terry zu mir. Darf ich Stella sagen?«

Stella war zu jedem Zugeständnis bereit gewesen. Es ging um Sammy, um nichts sonst. Sie hatte Terry nach Kingston bei London eingeladen, in ihr Haus, sie hatte ihr Sammys Kinderzimmer gezeigt, seine Spielsachen, die Strampelanzüge. Terry hatte geweint. »Er wird es gut haben bei Ihnen, das sehe ich. Sie beide, Sie sind herzensgute Menschen.«

Stella hatte die Erleichterung des jungen Mädchens ge-

spürt. Die ungewollte Schwangerschaft hatte ihr Leben in ein völliges Chaos gestürzt, aus dem sie im Grunde von Anfang an keinen anderen Ausweg gesehen hatte als den, das Kind in andere Hände zu geben und darüber ihre Freiheit wiederzufinden. Nachdem sie sich nun vergewissert hatte, dass es gute Hände sein würden – »die besten, Stella, ganz ehrlich, er könnte es nicht besser treffen!« –, war sie umgeschwenkt, und diesmal endgültig: Kein Rückzieher mehr vor Ablauf der Frist.

Die Adoption des kleinen Samuel Malyan wurde rechtskräftig. Er hieß nun Samuel Crane und war das Kind von Jonas und Stella.

Und bis zu diesem heutigen Tag hatten sie nichts mehr von Terry gehört. Sie hatten schon fast vergessen, dass es sie gab.

»Mummy, du hörst mir überhaupt nicht zu!«, beschwerte sich Sammy.

Sie gab es auf, ihm etwas vormachen zu wollen. »Ich muss rasch mal Daddy anrufen. Ich bin gleich wieder da, mein Süßer. Dann planen wir deinen Geburtstag weiter.« *Mit deiner anderen Mummy und ihrem neuen Freund als Ehrengäste.*

Sie ging ins Wohnzimmer. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie brauchte jetzt jemanden, der ihr sagte, dass sie sich unnötig aufregte.

Jonas meldete sich so schnell, als habe er sein Handy bereits in der Hand gehalten. »Ich wollte dich auch in diesem Moment anrufen, Stella. Ich habe gerade mit jemandem aus der Produktion gesprochen. Was sagst du zu zwei Wochen Ferien Ende Mai, Anfang Juni in den Hochmooren von Yorkshire? In der völligen Einsamkeit, und ich nehme diesmal keine Arbeit mit. Keinen Computer, kein Smartphone, nichts. Dieser Kollege von mir, auch ein Drehbuch-

autor, würde uns sein Haus vermieten. Es ist wie geschaffen dafür, wenn man aussteigen will. Was meinst du? Dr. Bent sagt, dass ich ...«

Es interessierte sie nicht, was Dr. Bent sagte, und die Hochmoore von Yorkshire interessierten sie noch weniger. Sie unterbrach seinen Redeschwall.

»Jonas, sie hat angerufen. Vor zwanzig Minuten. Terry Malyan. Sie will uns zu Sammys Geburtstag besuchen.«

Jonas schwieg für ein paar Sekunden. Er schien tatsächlich einen Moment zu brauchen, um sich zu erinnern, von wem Stella eigentlich sprach. Vielleicht schaffte er es auch nur nicht so schnell, aus den Hochmooren in den Alltag zurückzukehren.

»Okay«, sagte er schließlich langsam, »okay.«

»Jonas, nichts ist okay. Ich habe Angst, dass sie ... Ich meine, was soll das? Was will sie?«

Er unterbrach sie. »Reg dich nicht auf, Stella. Sie will ganz sicher nichts anderes als genau das: ihn einfach besuchen. Sie hat sich fünf Jahre lang nicht gerührt, und jetzt ist ihr plötzlich dieser Gedanke gekommen. Sie hat keine Beziehung zu Sammy, und die wird sie auch an einem Nachmittag bei uns nicht aufbauen. Ich wette, danach hören wir auch wieder mindestens fünf Jahre lang nichts von ihr.«

»Sie hat einen neuen Freund. Sie bringt ihn mit. Jonas – warum habe ich ein absolut furchtbares Gefühl?«

»Weil du dich in Konkurrenz zu ihr siehst«, sagte Jonas, »und dadurch bist du verunsichert. Es wird alles gut, Stella. Bitte glaub mir das.«

Viele Wochen später erst würde er zugeben, auch ein schlechtes Gefühl gehabt zu haben. Eine dunkle Vorahnung, die er jedoch sofort verdrängte.

SAMSTAG, 3. MAI

I

Detective Chief Inspector Caleb Hale stand in der Ankunftshalle des Flughafens Leeds-Bradford und betrachtete die Ankommenden, die durch die automatisch gesteuerte Tür strömten. Die British-Airways-Maschine aus London war zwanzig Minuten zuvor gelandet, und langsam wurde es Zeit, dass Kate erschien. Allerdings wartete sie vermutlich noch auf ihre Koffer. Sie würde länger bleiben, hatte sie am Telefon gesagt, also kam sie bestimmt nicht nur mit Handgepäck.

Er hoffte, er würde Kate Linville erkennen. Sie waren sich viele Jahre zuvor einmal begegnet, aber wenn er ehrlich war, so war ihm vor allem in Erinnerung geblieben, dass sie an Unscheinbarkeit kaum zu überbieten war. Die typische graue Maus, klein, dünn, verhuscht. Er hoffte nur, sein Gedächtnis würde in dem Moment anspringen, wenn er sie irgendwo in der Menge sah.

Sein spontanes Angebot, sie am Flughafen abzuholen und nach Scalby zu fahren, bereute er bereits, aber jetzt war es für einen Rückzieher natürlich längst zu spät, und außerdem war es vermutlich das Mindeste, was er für die Tochter eines ehemaligen Kollegen, der auf brutalste Art ermordet worden war, tun konnte. Vielleicht sogar tun *musste*.

Andererseits hatte er genau deswegen Angst. Wie traumatisiert musste diese Frau sein? Sie war Kollegin, Detective Sergeant bei Scotland Yard, auf eine gewisse Art sicherlich abgebrüht, wenn es um Gewaltverbrechen ging. Aber es war etwas anderes, wenn Familienangehörige betroffen waren. Soweit er wusste, war ihr Vater ihr einziger noch lebender Angehöriger gewesen. Sie war nicht verheiratet, jedenfalls war sie es bei ihrer letzten Begegnung nicht gewesen. Sie hatte einsam auf ihn gewirkt.

Er würde sie zu dem Haus bringen, in dem sie aufgewachsen war. In dem man ihren Vater im Februar grausam zu Tode gefoltert hatte.

Er fürchtete, dass sie zusammenbrechen würde. Und dass er dann nicht wusste, was er tun sollte. Nicht, dass er solche Situationen nicht kannte. Er hatte schon oft den Angehörigen von Gewaltopfern furchtbare Nachrichten überbringen müssen. Aber das war eben etwas anderes. Hier ging es um die Tochter eines früheren Kollegen. Er war, so sehr er sich dagegen zu wehren versuchte, innerlich beteiligt, und das bereitete ihm Magenschmerzen.

Er erkannte sie sofort, als sie schließlich durch die Tür kam. Sie trug eine Reisetasche in der einen Hand und zog mit der anderen einen Rollkoffer hinter sich her. Ihre dünnen Haare hatte sie am Hinterkopf zusammengebunden, was ihr blasses Gesicht noch ausgemergelter erscheinen ließ, als es früher gewesen war. Wahrscheinlich hatte sie aber auch einfach stark abgenommen, was kein Wunder gewesen wäre. Caleb schauderte es allein bei der Vorstellung, er könnte einen Angehörigen auf die Weise verlieren, auf die sie ihren Vater verloren hatte.

Er trat auf sie zu. »Kate Linville?« Er zögerte. Sie waren schließlich nicht gerade vertraut. »Sergeant?«, setzte er hinzu.

Sie gab ihm die Hand. »Kate«, sagte sie. Sie lächelte nicht dabei. Sie sah aus wie jemand, der kaum wusste, wie man die Mundwinkel nach oben zog.

»Caleb«, entgegnete er, schüttelte ihr die Hand und nahm ihr dann die Tasche und den Koffer ab. »Kommen Sie, ich parke auf dem Kurzzeitparkplatz. War Ihr Flug okay?«

»Keinerlei Probleme«, erwiderte sie.

Er überlegte, ob sie schon immer ein so versteinertes Gesicht gehabt hatte. Er konnte sich nicht genau erinnern. Sie war im Februar in Yorkshire gewesen, direkt nach der Ermordung ihres Vaters, aber da war er nicht da gewesen. Er war erst Anfang März aus der Klinik gekommen. Offiziell hatte er einen längeren Reha-Aufenthalt nach einer Bypassoperation hinter sich gebracht. So war es mit seinen Vorgesetzten abgesprochen gewesen. Nur Calebs engste Mitarbeiter wussten, dass es nie einen Bypass gegeben hatte, sondern dass Caleb im Dezember nach seinem letzten schweren Zusammenbruch eine klare Ansage von seinem Arzt bekommen hatte: Entweder er machte sofort einen Alkoholentzug, oder seine Tage würden in nicht allzu ferner Zukunft gezählt sein. Zum ersten Mal hatte er begriffen, dass es ernst war. Er stand am äußersten Rand der Klippe, und wenn er nicht umkehrte, stürzte er ab. Er konnte von Glück sagen, dass sein Arzt schonungslos ehrlich mit ihm gewesen war und dass seine Vorgesetzten ihm eine zweite Chance einräumten. Er wusste, es lag an seiner hohen Quote erfolgreich abgeschlossener Ermittlungen. Er zählte zu den Besten, daher versuchten sie, ihn zu halten. Er hatte unter Alkohol hervorragend funktioniert. Die Frage war, ob ihm das ohne Alkohol auch gelingen würde.

In den Telefonaten mit Kate, die er seit seiner Rückkehr in den Dienst und der Übernahme des Falles Linville etwa

einmal wöchentlich geführt hatte, hatte er die Vorbehalte dieser Frau ihm gegenüber deutlich gespürt. Sie war alles andere als glücklich darüber, dass ein Mann, der erst zwei Wochen nach der Tat wieder einsatzfähig gewesen war, mit den Ermittlungen betraut worden war. Er hatte ihr versichert, dass seine zwei besten Leute, Detective Constable Jane Scapin und Detective Sergeant Robert Stewart, die Kate auch kurz im Anschluss an das Verbrechen kennengelernt hatte, hervorragend gearbeitet und ihn mit allem versorgt hatten, was er wissen musste. Er konnte nahtlos einsteigen, so als wäre er vom ersten Tag an dabei gewesen.

Das sah sie deutlich anders. Und vermutlich misstraute sie auch seiner gesamten Stabilität. Sie hätte sich für die Aufklärung des Verbrechens an ihrem Vater sicher nicht jemanden gewünscht, der – nach ihrer Information – gerade frisch nach einer schweren Operation aus dem Krankenhaus kam und von seinen Ärzten vermutlich gesagt bekommen hatte, er solle unbedingt kürzertreten und Stress und Aufregung vermeiden.

Allerdings hätte es sie wohl noch mehr beunruhigt, die Wahrheit zu kennen.

Caleb hatte ihr Gepäck im Kofferraum verstaut, sie stiegen ein, und er startete den Wagen. Während er langsam aus dem Parkplatz steuerte, fragte er: »Wie lange werden Sie bleiben?«

»Ich habe meinen Jahresurlaub genommen. Und noch unbezahlten Urlaub angehängt. Ich werde wahrscheinlich sechs Wochen bleiben. Mal sehen. Vielleicht auch länger.«

»Mit sechs Wochen war Ihr Chef einverstanden?«

Sie nickte. »Er sieht die besondere Situation. Ich bin ohnehin... seitdem das geschehen ist... na ja, ich stehe

ziemlich neben mir. Ich nehme an, meine Kollegen sind ganz froh, dass sie mich erst einmal los sind.«

»Wissen Sie schon, was mit dem Haus passieren soll? Sie sind ja jetzt die Eigentümerin.«

»Ich weiß es noch nicht. Das ist ja auch der Grund, weshalb ich mir jetzt Zeit nehme. Ich muss herausfinden, was ich tun werde. Es ist alles ... einfach ein Albtraum.« Die letzten Worte sagte sie sehr leise. Kurz blickte er zu ihr hinüber. Sie war noch weißer geworden im Gesicht. Sie sah wirklich auf eine erschreckende Weise elend und krank aus.

Behutsam fragte er: »Sind Sie sicher, dass Sie ... Ich meine, wollen Sie wirklich in dem Haus wohnen? All die Erinnerungen, und dann ist das ja auch der Ort, an dem ... es passiert ist.«

»Aber es ist mein Zuhause. Natürlich will ich dort wohnen.«

Er hielt das nicht für klug, sagte aber nichts mehr. Eine Weile schwiegen sie beide, während Caleb den Wagen aus Leeds hinaus in Richtung Küste lenkte.

Dann fragte Kate: »Gibt es neue Erkenntnisse?«

Diese Frage hatte sie bei jedem Telefonat als Erstes gestellt. Es brannte ihr auf der Seele: Wer war der Täter? Oder waren es mehrere? Warum hatte jemand dieses Verbrechen begangen? Weshalb hatte Richard Linville auf so schreckliche Weise sterben müssen? Den oder die Schuldigen zu finden und ins Gefängnis zu bringen – das war das Vorhaben, das ihre Energien am Laufen hielt. Das ihr half, nicht in der Depression zu versinken. Das zumindest vorläufig ihr seelisches Überleben sicherte.

Caleb konnte ihr nichts wirklich Bahnbrechendes mitteilen, doch immerhin gab es einen neuen Anhaltspunkt.

»Über dessen tatsächliche Relevanz wir jedoch noch nichts sagen können«, schränkte er sofort ein.

»Ja?«

»DC Scapin hatte ja damals sofort eine Anwohnerbefragung durchführen lassen, die jedoch nichts erbracht hatte. Es hat sich jetzt aber noch eine Zeugin gemeldet – die Freundin eines Anwohners, die wenige Tage vor jenem 22. Februar dort im Church Close zu Besuch war. Sie gibt an, einen dunkelgrünen Peugeot am späten Nachmittag des 19. Februar gesehen zu haben, der ihr auffällig vorkam.«

»Auffällig? In welcher Hinsicht?«

»Er fuhr mehrfach den Church Close auf und ab. Um jemanden, der dort wohnt, handelt es sich nicht. Wir haben das überprüft, niemand fährt dort einen Peugeot und auch kein ähnliches dunkelgrünes Auto – im Falle, dass die Zeugin die Marke verwechselt hat. Sie hatte den Eindruck, dass jemand eine Adresse sucht, was sie zunächst allerdings nicht ungewöhnlich fand. Komisch kam es ihr vor, als er schließlich zum dritten Mal in den Church Close einbog, erneut bis hoch zum Wendehammer fuhr, dann wieder zurück. Sie dachte noch, langsam müsste der Fahrer doch wohl wissen, ob er in dieser Straße nun richtig sei oder nicht. Allerdings erschien ihr das alles auch wieder nicht so befremdlich, dass sie es irgendjemandem erzählt hätte.«

»Warum dann jetzt? Warum *erst* jetzt?«

»Eine problematische Konstellation. Diese Frau ist verheiratet, hat ein Verhältnis mit einem alleinstehenden Mann dort im Church Close in Scalby. Sie hat sich ewig nicht aus der Deckung gewagt, aus Angst, über diese ganze Sache aufzufliegen. Letzten Endes hat ihr das Gewissen keine Ruhe gelassen, deshalb haben sie und ihr Freund uns schließlich kontaktiert. Reichlich spät natürlich.«

»Haben Sie mit der Zeugin gesprochen?«

Caleb nickte. »Ja. Aber mehr als das, was ich Ihnen gerade berichtet habe, konnte ich nicht erfahren. Sie ist sich ganz sicher, was ihre Schilderung angeht. Unglücklicherweise hat sie sich nicht einmal Bruchstücke des Kennzeichens gemerkt.«

Kate verkrampfte ihre Hände. »Zu spät. Alles zu spät! Wenn man diese Frau gleich am 22. hätte vernehmen können, dann wären vielleicht Erinnerungen hervorzuholen gewesen, aber so ...«

»Kate! Ihr Vater wurde ja überhaupt erst am 23. Februar gefunden. Vorher ... konnte es so oder so keine Ermittlungen geben.«

Kate schwieg, wandte sich ab und starrte aus dem Fenster. Caleb war klar, dass sie an die grausamen Momente zehn Wochen zuvor dachte. Eine Nachbarin von Richard Linville hatte sich am Mittag des 23. Februar, einem Sonntag, gewundert, dass die Milchflasche, die am Vortag vor der Haustür von Mr. Linville abgestellt worden war, noch immer dort stand. Wenn Linville verreiste, sagte er ihr immer Bescheid und gab ihr seinen Schlüssel, damit sie in seiner Abwesenheit die Blumen gießen konnte. Sie hatte Kates Nummer in London, für den Fall, dass etwas passierte, und hatte sie schließlich angerufen. Sie hatte der Polizei später geschildert, dass Kate sofort sehr erschrocken reagiert und sie gebeten habe hinüberzugehen, anzuklopfen oder durch die Fenster zu blicken, ob sie Richard sehen konnte. Kate hatte sich zu diesem Zeitpunkt bereits geängstigt, weil ihr Vater sie entgegen seiner Gewohnheit weder am Samstag noch an diesem Sonntagmorgen angerufen hatte. Sie selbst hatte es telefonisch mehrfach bei ihm probiert, war aber immer nur auf dem Anrufbeantworter gelandet.

Die Nachbarin hatte an der Haustür geklingelt, hatte dagegen gehämmert, ohne eine Reaktion zu bekommen. Sie war in den Garten gegangen, hatte das Haus umrundet. Noch ehe sie die kaputte Tür zum Esszimmer entdeckt hatte, hatte sie durch das Küchenfenster gespäht und war entsetzt vor dem grausamen Bild zurückgewichen, das sich ihr bot: ein Stuhl, der mitten im Raum stand, darauf eine offenkundig gefesselte Gestalt, deren Oberkörper nach vorne gesunken war. Daher war ihr die Plastiktüte über dem Kopf des Opfers nicht aufgefallen. Drei Schritte weiter hatte sie dann die eingeschlagene Tür bemerkt, aber zu diesem Zeitpunkt hatte sie bereits nur noch geschrien.

Ein Arzt hatte später festgestellt, dass Richard Linville qualvoll erstickt war.

»Hat die Zeugin den Fahrer des Peugeots näher beschreiben können?«, fragte Kate nun. Ihre Stimme klang bemüht sachlich und gefasst.

Caleb hätte ihr gerne Hoffnung gemacht, aber er kam an den Fakten nicht vorbei. »Leider nein. Sie meint, es habe sich um einen Mann gehandelt.«

Kate stöhnte leise. »Das ist fast nichts.«

»Nein, aber wir wissen natürlich auch nicht, ob dieses Auto überhaupt in einem Zusammenhang mit der Tat steht. Insofern sollten wir uns nicht zu sehr grämen, wenn wir an diesem Punkt nicht weiterkommen.«

»Mein Vater wurde möglicherweise beschattet. Der Überfall auf ihn war wahrscheinlich geplant und sorgfältig vorbereitet.«

»Davon gehen wir ja ohnehin aus. Dass es sich nicht um einen simplen Einbruch handelt, bei dem Ihr Vater nur das Pech hatte, den Einbrechern in die Quere zu kommen. Dafür ...« Caleb stockte und verschluckte den Rest des Satzes,

aber Kate wusste, was er hatte sagen wollen. »Dafür war er zu schlimm zugerichtet. Dafür wurde er zu brutal ermordet. Der Täter wurde von Hass und Wut geleitet. Und gestohlen wurde sowieso nichts.«

»Ja. Wie Sie ja in Ihrer ersten Aussage gegenüber meinen Kollegen bestätigten. Im Haus fehlte nichts, zudem haben wir eine Menge Bargeld in der Brieftasche Ihres Vaters gefunden. Es hat den oder die Täter augenscheinlich nicht interessiert.«

»Aber das lässt doch nur einen einzigen Schluss zu«, sagte Kate. Sie sagte es keineswegs zum ersten Mal. »Angesichts des Berufs meines Vaters kann es sich nur um einen Racheakt handeln. Er hat sich natürlich Feinde gemacht. Verbrecher. Kriminelle. Man muss jeden einzelnen Fall seiner Laufbahn überprüfen und ...«

»Wir tun genau das sehr gründlich«, sagte Caleb. »Bitte glauben Sie mir, wir nehmen das sehr ernst. Wir haben eine Sonderkommission gebildet, und alle sind mit ganzem Herzen dabei. Richard war einer von uns. Wir wollen diese Geschichte aufklären, und wir werden das auch schaffen.«

»Haben Sie versucht, mit Norman Dowrick zu sprechen?«

Detective Sergeant Norman Dowrick war über viele Jahre der engste Mitarbeiter Richard Linvilles gewesen, darüber hinaus ein guter persönlicher Freund. Kate erinnerte sich noch aus Jugendjahren an ihn: Er und seine Frau waren häufig bei den Linvilles zu Besuch gewesen. Eine Schussverletzung, die eine Querschnittslähmung zur Folge gehabt hatte, hatte Dowricks Karriere zehn Jahre zuvor ein Ende gesetzt. Aus Verbitterung über sein Schicksal hatte er sich von allem und jedem zurückgezogen – auch von einstigen Kollegen und Freunden. Auch von Richard. Kate hatte ihren Vater oft traurig und resigniert davon sprechen hö-

ren. Immerhin aber hatten die beiden so lange und intensiv zusammengearbeitet, dass die Möglichkeit bestand, von Dowrick interessante Informationen zu erhalten.

Doch Caleb musste sie enttäuschen. »Einer meiner Mitarbeiter war bei ihm. Das heißt, er hat nur Mrs. Dowrick angetroffen. Norman hat sich vor Jahren von ihr getrennt und ist nach Liverpool gezogen. Dort führt er ein einsames, verbittertes Leben. Ich vermute, es macht wenig Sinn, ihn aufzustöbern. Ich glaube auch nicht, dass er uns etwas sagen kann, was wir nicht wissen. Schließlich haben er und Richard ja nicht allein vor sich hin gearbeitet; alles ist dokumentiert.«

»Und welche Erkenntnisse haben Sie aus all diesen Dokumentationen bisher gezogen?«

Sie hatten Scalby erreicht. Caleb fuhr auf den Parkplatz eines Supermarktes, der nahe am Ortseingang lag, und hielt an. »Kate, jetzt atmen Sie doch erst einmal durch. Wir müssen das doch nicht jetzt alles in der ersten Stunde Ihres Hierseins besprechen. Kommen Sie erst einmal an. Es wird schwierig genug. Das Haus zu betreten, von all den Bildern bestürmt zu werden ... Ich will nichts an Ihnen vorbei ermitteln. Ich will Sie über nichts im Unklaren lassen. Aber es muss doch nicht alles *jetzt* abgewickelt werden.«

Sie starrte ihn aus Augen an, in denen eine Mischung aus völliger Trostlosigkeit und wilder Unruhe stand. »Sie haben nichts. Gar nichts. Mehr als zwei Monate nach der Tat haben Sie nicht das Geringste in den Händen und sind keinen einzigen Schritt weitergekommen.«

»Doch, das sind wir. Aber Sie wissen selber, in welcher akribischer, nervtötender Kleinarbeit das alles manchmal vorangeht.«

»Die Zeit arbeitet gegen uns.«

»Nicht wenn es sich um einen Racheakt handelt, der in einem Zusammenhang mit Richards Tätigkeit als Polizist steht. Das werden wir herausfinden, ob das einen Monat früher oder später geschieht. Keine Sorge. Wir bleiben dran.«

Sie war der verkörperte Zweifel, aber sie sagte nichts mehr. Caleb deutete zu dem Gebäude des Supermarkts hinüber. »Sie sollten etwas zu essen kaufen. Ich glaube nicht, dass Sie im Haus Ihres Vaters etwas wirklich Brauchbares vorfinden werden. Constable Scapin hat seinerzeit den Kühlschrank leer geräumt und alles Verderbliche weggeworfen. Dort herrscht also jetzt gähnende Leere.«

»Danke. Ich werde schon etwas finden.«

»Sie wollen jetzt nichts kaufen? Morgen ist Sonntag und...«

»Ich will nichts kaufen, nein.«

»Sie müssen doch etwas essen.«

»Es wird irgendetwas da sein.«

Es war nichts zu machen. Caleb startete den Wagen wieder. Er sah sie vor sich, wie sie in dem leeren, stillen Haus saß, in dem sie einmal mit ihren Eltern gelebt hatte. Wie sie dem Ticken der Uhren lauschte und dem Brummen einiger Fliegen, die gegen Fensterscheiben surrten. Wie sie in der Küche stand, den Stuhl anstarrte, auf dem ihr Vater an Händen und Füßen gefesselt gestorben war. Caleb hätte sich an ihrer Stelle mit leckerem Essen eingedeckt und mit... Nun ja, als der Caleb von früher auch mit mindestens zwei großen Flaschen Whisky. In dieser Situation konnten nur Kalorien und Alkohol helfen. Aber so wie Kate aussah, waren das nicht die Trostmittel, nach denen sie griff. Sie hatte vermutlich schon lange keine vernünftige Mahlzeit mehr zu sich genommen, und wahrscheinlich half es ihr auch nichts,

wenn sie sich gelegentlich richtig betrank. Sie schien nicht zu glauben, dass überhaupt irgendetwas ihr jemals würde helfen können. Nur die Überführung und Bestrafung der Täter. Aber auch dies zu erreichen würde, nach Calebs Meinung, ihre seelischen Wunden nicht dauerhaft heilen.

Er fuhr jetzt Richtung Church Close.

Zum Haus des toten Detective Chief Inspectors Richard Linville.

2

Sie saßen um den Kaffeetisch im Wohnzimmer und bemühten sich krampfhaft, eine Unterhaltung in Gang zu bringen und am Laufen zu halten. Genau genommen bemühten sich Stella und Jonas. Die beiden Gäste trugen wenig dazu bei, den tristen Nachmittag etwas weniger zäh und quälend zu gestalten. Terry Malyan war im Wesentlichen damit beschäftigt, ihren Freund anzuhimmeln und, wie es Stella vorkam, mit einer gewissen Ängstlichkeit oder zumindest Nervosität seine Stimmung immer wieder neu auszuloten.

Neil Courtney. Der Neue.

Stella war selten einem Menschen begegnet, der ihr auf den ersten Blick so unsympathisch gewesen war. Der in ihr fast reflexhafte Abwehr, Abneigung und ein Gefühl äußerster Vorsicht ausgelöst hatte. Wenn sie Neil Courtney in wenigen Worten hätte beschreiben sollen, dann hätte sie gesagt: arrogant. Überheblich. Absolut kalt. Ohne jede Empathie. Ein Typ, dem sie eigentlich am liebsten die Hand nicht gegeben hätte.

Er sah gut aus, war groß und sehr breitschultrig. Seine Haare trug er auf Millimeterlänge abrasiert, an seinem rechten Ohr läppchen blinkte ein Glitzerstein. Weißes T-Shirt, Jeans, Jeansjacke. Ein Mann, der sicherlich eine gewisse Wirkung auf Frauen ausübte. Definitiv jedenfalls auf Terry.

Terry hatte sich in den fünf Jahren sehr verändert, oder sie hatte sich, mutmaßte Stella, zumindest verändert, seitdem sie mit Neil zusammen war. Stella erinnerte sich an das junge, etwas exaltierte Mädchen von damals, ein Kind praktisch noch, das plötzlich zur Mutter geworden war und sich im eigenen Gefühlschaos nicht mehr zurecht fand. Stella war nicht hellauf begeistert von ihr gewesen, hatte sie aber ganz nett gefunden. Jetzt dachte sie: Sie ist fremdgesteuert. Sie ist nicht mehr sie selbst.

Allein die Aufmachung: Damals war Terry der Jeans- und-Sweatshirt-Typ gewesen. Sportlich, die braunen Haare zum Pferdeschwanz gebunden, Turnschuhe an den Füßen. Etwas geschminkt, aber nicht übertrieben.

Jetzt hatte sie die Variante grell und sexy gewählt und von beidem zu viel. Zu viel Farbe im Gesicht, die Haare in einem unnatürlichen, stumpfen Schwarz gefärbt, schwarz lackierte Fingernägel. Ein Minirock, der knapp an die Oberschenkel reichte. Gemusterte Strümpfe. High Heels, die sie einen ganzen Kopf größer machten. Ein Ausschnitt, der fast bis zum Bauchnabel reichte.

Und das zum Nachmittagskaffee bei den Adoptiveltern des eigenen Kindes? Es passte einfach nicht. Und vor allem schien sie sich auch selbst nicht recht wohl zu fühlen. Sie hatte nicht die Ausstrahlung einer jungen Frau, die selbstbewusst und fröhlich das tat, was ihr Spaß machte, und sich nicht darum scherte, was andere darüber dachten. Sie wirkte verunsichert und angestrengt. Sie war nicht sie selbst. Sie

vermittelte den Eindruck, als gebe es in ihrem Leben nur noch ein einziges echtes Ziel, dem sie alles andere und vor allem sich selbst komplett unterzuordnen bereit war: diesem Kerl an ihrer Seite, wo immer sie ihn aufgegabelt hatte oder von ihm aufgegabelt worden war, zu gefallen.

Aber vielleicht, dachte Stella, interpretiere ich zu viel in sie hinein. In alle beide. Weil ich diese ganze Situation so furchtbar finde.

Sie hatte das Treffen noch abzuwenden versucht, indem sie auf die lange geplante Kinderparty an Sammys Geburtstag verwies, bei der Erwachsene letztlich stören würden, aber Terry und Neil hatten daraufhin kurzerhand beschlossen, eben einen Tag später zu kommen, und daher saßen sie nun an diesem Samstag im Wohnzimmer und raubten Stella die Nerven. Für Sammy hatten sie ein Bauklötzler-Steckspiel mitgebracht, das ihn mit zwei Jahren fasziniert hätte, für das er aber jetzt viel zu alt war. Natürlich hatten sie das nicht abschätzen können, aber Stella fragte sich, ob es so schwierig gewesen wäre, sich im Geschäft bei einer Verkäuferin nach einem geeigneten Geschenk für einen fünfjährigen Jungen zu erkundigen. Ihr kam es so vor, als hätten sie im Vorbeigehen das Nächstbeste aus einem Regal gezogen, einfach um irgendetwas zu haben, das sie überreichen konnten. Als sie ins Haus kamen und gleich darauf Sammy im Flur auftauchte, hatte sich Terry zu Neil umgedreht und voller Stolz gesagt: »Das ist er! Das ist mein Sohn!«

Stella hatte mühsam einen scharfen Kommentar heruntergeschluckt, Sammy hatte verdutzt geguckt, und Neil hatte ihm nur einen kurzen Blick zugeworfen, einen Blick, in dem Stella Desinteresse zu erkennen glaubte. Überall ringsum waren noch die Reste der Party zu erkennen, Luftballons, die am Treppengeländer, aber auch draußen an Bü-

schen und Bäumen hingen und langsam ihre Luft verloren, Luftschnangenreste in den Ecken, Pappbecher, die noch nicht aufgeräumt waren. Stella entschuldigte sich für die Unordnung, aber die Gäste erwiderten nichts darauf. Sie fragten auch nicht, wie das Fest verlaufen war, wie viele Kinder gekommen waren, ob Sammy gute Freunde hatte. Sie vermittelten nicht den Anschein, als brannten sie auf Informationen über den kleinen Jungen, sein Leben, sein Umfeld.

Soll mich das beruhigen oder beunruhigen?, fragte sich Stella.

Es war jede Menge Kuchen und Eis übrig geblieben, daher fiel zumindest die Bewirtung nicht schwer. Terry wollte Tee, Neil Kaffee. Sammy hatte sich in den Garten verzogen und spielte dort mit einem anderen Kind, das in der Nachbarschaft wohnte und über die Zäune hinübergeklettert war. Ein friedlicher Samstagnachmittag.

Zumindest äußerlich.

»Neil wollte meinen Sammy unbedingt kennenlernen«, sagte Terry. »Und natürlich auch Sie beide, Stella und Jonas. Irgendwie sind Sie ja schon ein Teil meines Lebens.«

Stella empfand sich nicht im Geringsten als einen Teil von Terrys Leben, und sie wollte das auch nicht sein. Sie merkte, dass Neil sie fixierte. Er schien ihr Unbehagen zu bemerken und eine gewisse Freude daran zu finden.

»Wir sollten Sammy nicht überfordern«, sagte sie. »Wir werden ihn natürlich nicht im Unklaren darüber lassen, dass er ein Adoptivkind ist, aber im Moment kann er das nicht begreifen. Er hält sich für unser Kind.«

»Dagegen ist nichts zu sagen, solange für Sie feststeht, dass Sie ihm irgendwann reinen Wein einschenken«, sagte Neil.

Ein kurzes, unangenehmes Schweigen folgte seinen Wor-

ten. Sowohl Jonas als auch Stella hatten das Gefühl einer klaren Grenzverletzung, aber sie waren entschlossen, den Tag ohne eine Eskalation durchzustehen. Jonas bedeutete Stella mit den Augen, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

»Wir sind im Vorfeld der Adoption sehr gut und genau vom Jugendamt instruiert worden, Mr. Courtney«, sagte er höflich. »Wir wissen recht gut, was wir zu welchem Zeitpunkt zu tun haben, um Sammy mit seiner speziellen Situation vertraut zu machen. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Ich habe Neil immer erzählt, dass Sie beide großartige Menschen sind«, sagte Terry. »Ich habe regelrecht von Ihnen geschwärmt, stimmt's, Neil? So nett, so warmherzig und engagiert. Dieses wunderschöne Haus hier in Kingston ... Alleine ein solches Umfeld zum Wohnen hätte ich meinem Kleinen schon niemals bieten können. Das alles hier ...« Sie ließ ihren Blick durch das großzügige Wohnzimmer mit dem sonnigen Erker schweifen, »muss ja ganz schön viel Geld gekostet haben.«

»Na ja, man bezahlt ja solche Häuser nicht gleich auf einmal«, erklärte Jonas. Er lachte. Es klang unecht. »Man stottert sie ganz schön mühsam ab. Über Jahrzehnte.«

»Sie sind Drehbuchautor?«, erkundigte sich Neil. »Terry erwähnte so etwas ...«

»Ja. Ich arbeite freiberuflich mit mehreren Fernsehsendern und Produktionen zusammen. Das macht viel Spaß, ist immer wieder neu und anregend, aber man muss natürlich auch hoffen, dass die Kreativität immer funktioniert.«

Man stottert mühsam das Haus ab... man hofft, dass die Kreativität immer funktioniert... Stella brauchte einen Moment, ehe sie begriff, weshalb sich Jonas diesen wildfremden Menschen gegenüber so klein machte. Offenbar hatte Jonas verstanden oder vermutete, dass die beiden nicht

wegen Sammy hier waren. Sammy war ihnen völlig egal. Terry hatte ihrem neuen Freund gegenüber vom Wohlstand der Cranes geschwärmt, und dieser Nachmittag war nichts anderes als ein Erkundungstrip. Neil wollte sich gründlich umschauen. Und im Geist schmiedete er Pläne, wie man möglicherweise über den kleinen Sammy an Geld kommen konnte. Jonas' Strategie im Moment war die, dem jungen Pärchen den Zahn zu ziehen, es bei den Cranes mit reichen, bestens situierten Menschen zu tun zu haben.

»Was machen Sie denn beruflich, Mr. Courtney?«, erkundigte sich Jonas nun.

Neil zog beide Augenbrauen hoch. »Muss man immer beruflich etwas *machen*?«

»Man muss ja von etwas leben«, sagte Stella.

Er warf ihr einen verächtlichen Blick zu. »Man kann von so vielem leben. Man sollte sich die Zeit nehmen, den eigenen Weg zu finden.«

Stella schätzte ihn auf Ende zwanzig, Anfang dreißig. Könnte er da seinen Weg nicht allmählich gefunden haben?

»Neil hat ein bisschen Geld geerbt«, berichtete Terry, »daher muss er im Moment über Beruf und solche Dinge nicht nachdenken. Und ich habe in einem Pub gearbeitet, aber vor zwei Wochen habe ich den Job verloren. Mal sehen, ob ich etwas anderes finde.«

Auch das noch. Stella hätte gehofft, dass beide ihrem Alter entsprechend so eingespannt wären, dass es für sie zumindest ein zeitliches Problem darstellen würde, den Kontakt zu der Familie Crane zu intensivieren. Aber wie es aussah, lebten Terry und Neil munter in den Tag hinein, und ihre größte Sorge bestand darin, immer wieder von Neuem eine Strategie gegen die drohende Langeweile und die Leere des Daseins zu finden. Sie hatte das Auto gesehen,

in dem die beiden gekommen waren, es wirkte ziemlich alt und schäbig. Neil konnte keine gigantische Erbschaft gemacht haben; er war der Typ, der mit Statussymbolen nur so um sich geworfen hätte, wäre es ihm möglich gewesen. Es musste sich um einen Betrag handeln, der es ihm ermöglichte, eine Zeitlang ohne Arbeit zu leben und *den eigenen Weg zu finden*, aber es dürfte kaum ausreichen, ihn sein ganzes Leben lang finanziell über Wasser zu halten. Herzklopfend dachte sie, dass Jonas wahrscheinlich recht hatte: Neil sah sich gerade nach einer neuen Geldquelle um, und die Cranes stellten eine Option dar.

Ich hätte mich nie auf dieses Treffen einlassen dürfen, dachte sie.

Aber zugleich wusste sie, dass ihr nicht viele Möglichkeiten geblieben wären: Terry kannte noch von damals die Adresse. Neil und sie hätten dann eben ein oder zwei Wochen später als fröhlicher Überraschungsbesuch vor der Tür gestanden. *Wir waren gerade auf der Durchreise, und da dachten wir...*

Der Nachmittag quälte sich dahin. Jonas erzählte von seiner Arbeit. Stella ging mehrmals in den Garten, um nach Sammy und seinem Freund zu schauen. Alles war in Ordnung bei den Kindern. Am frühen Abend fragte Neil, ob er ein Glas Orangensaft haben könnte, und Stella, froh, der bedrückenden Atmosphäre im Wohnzimmer zu entkommen, verschwand sofort in der Küche. Eine halbe Minute später erschien auch Jonas dort. Er zog die Tür hinter sich zu und zischte leise: »Biete bloß kein Abendessen an! Ich will, dass die jetzt verschwinden!«

Stella nahm gerade den Saft aus dem Kühlschrank. »Ich biete bestimmt nichts an. Aber wie werden wir sie endlich los?«

